

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Lebensschicksale des ehemaligen hannoverschen Husaren C. D.

Dölkenhaus, C.

Oldenburg, 1846

Meine Lebensschicksale.

urn:nbn:de:gbv:45:1-5020

Meine Lebensschicksale.

Erstes Kapitel.

Das erste Jugend. — Abgang zum Estorfer-Husarenregiment.

Ich habe meinen Vater schon, als ich noch Kind war, verloren. Meiner Mutter, der er kein Vermögen, wol aber sechs unmlündige Kinder hinterließ, mußte die Erziehung dieser sehr schwer fallen. Sie nahm daher das Anerbieten ihrer Schwester, mich zu sich zu nehmen, mit Freuden an. Da ihre Schwester an einen sehr wohlhabenden Mann verheiratet war, der jährlich ohne sein Vermögen noch eine Besoldung von 500 Thälern einzunehmen hatte: so hegte sie die Hoffnung, daß mir dort eine bessere Erziehung zu Theil würde, als sie mir bei ihren Umständen zu geben im Stande war. Ich wurde einem Schirrmeister übergeben, um mich nach dem zwanzig Meilen von uns entfernten Wohnorte meiner Tante zu befördern. Wohlbehalten kam ich

dort an, und wurde mit wahrer mütterlicher Liebe aufgenommen.

Meine Schuljahre flossen in harmloser Unschuld schnell dahin, indem ich mit Lernen nicht sehr angestrengt wurde. Da meine Tante den Onkel bat, mir doch Privatunterricht im Schreiben geben zu lassen, so erwiederte er: es sei sein Wunsch, mich zu einem guten Christen zu machen, und da ich ein Handwerk lernen sollte, so würde ich es im Schreiben leicht so weit als nöthig bringen; auch meinte er, es würden durch vielen Unterricht nur Begierden bei mir erweckt, welche ich bei meiner Armut nicht würde befriedigen können, und dadurch könnte ich sehr unglücklich werden.

In wiefern mein guter Onkel Recht gehabt hat, wage ich nicht zu entscheiden. Ich glaube aber, daß es mir in meinem sturmbewegten Leben von sehr großem Nutzen gewesen wäre, wenn ich gut schreiben und überhaupt mehr gelernt hätte.

Die Töchter meines Onkels waren beide sehr glücklich verheiratet. Die jüngste hatte einen Bäckermeister zum Manne; und da sie mich wie ihren Bruder liebte, so wurde ich nach verflorner Schulzeit zu der Bäckerprofession bestimmt. Schon hatte ich bis auf ein halbes Jahr meine Lehrjahre beendet, als sich die Kunde, daß Kaiser Napoleon in Rußland geschlagen sei, verbreitete. Bald wurden in Hannover an mehreren Stellen Truppen angeworben, und täglich zogen junge Leute fort, um sich diesen anzuschließen. Mir wollte es mein Onkel nicht erlauben, indem er glaubte, daß es wegen

meiner Jugend nicht angehen könne. Er rieth mir zu warten, bis ich in die dienstpflichtigen Jahre getreten sei.

Gleich darauf hat ich meine Cousine, mir zehn Thaler zu leihen, und die Erlaubniß zu meiner Entfernung vom Onkel zu erwirken. Sie antwortete mir aber: „Du hast noch keinen Bart, also kannst Du noch nicht Husar werden.“ Jetzt kam mir der Gedanke, mich heimlich zu entfernen, und als Husar mich anwerben zu lassen. Ehe ich aber zur Ausführung schritt, ereignete sich ein Vorfall, der auf mein ganzes Leben den größten Einfluß gehabt hat.

In meiner Familie herrschte die würdige Sitte, daß alle halbe Jahre von uns die Feier des h. Abendmahls gehalten wurde. Ehe ich dieser heiligen Handlung zum letzten Male beiwohnte, ließ mich meine Tante einige Stunden vorher zu sich kommen, und redete mich auf folgende Weise an: „Lieber Ludwig! Eine trübe Ahnung sagt es mir, daß dieses das letzte Mal ist, daß wir zusammen das h. Abendmahl feiern, und da mir sehr das Wohl Deiner unsterblichen Seele am Herzen liegt, so bitte ich Dich, bei Allem, was Dir heilig ist, bei dem theuersten Blute unsers Erlösers, und bei dem Andenken an Deinen frommen, guten, zu früh für Dich verstorbenen Vater, daß Du nie und unter keinen Umständen Deinen Glauben veränderst.“ Ich gelobte ihr dies, auf das Innigste gerührt; und nachher beim Empfange des h. Mahles gelobte ich es nochmals aus ganzem Herzen.

Drei Wochen später kamen an einem Sonntags-Nachmittage 3 meiner früheren Schulkameraden zu mir und erzählten: „Sie hätten beschlossen, mit der diesen Abend abgehenden Post nach Lüneburg zu reisen, um sich dort einem neuerrichteten Husarenregimente anzuschließen.“ Ich hatte immer einen großen Haß gegen die Franzosen geäußert, jetzt war die Zeit da, wo ich ihn durch die That beweisen konnte. Unverzüglich versprach ich meinen Freunden, dasselbe thun zu wollen; und so nahmen wir die Abrede, um acht Uhr Abends in dem eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Dorfe, wo der Postwagen durch mußte, zusammen zu kommen. Nun hatte ich mein Versprechen gegeben. Aber woher die Reisekosten nehmen? denn ich war nicht einmal Herr über Einen Thaler! — Meine Verwandten durfte ich nicht mehr mit einer Bitte belästigen, die sie mir schon öfter abgeschlagen hatten.

In unserm Hause befand sich ein alter, guter Gesell, der schon mehrere Jahre bei dem Vater meines Meisters in Arbeit gestanden hatte. Dieser verwahrte sein Geld in einer, mit einem kleinen Vorhängeschloffe versehenen, Kiste, welche auf der Kammer stand, wo ich meine Schlafstelle hatte. Ich war beim Ankleiden, als mich der unglückliche Gedanke überfiel, einen Theil von diesem Gelde zu nehmen. Meine Verwandten, hoffte ich, würden wol dem Gesellen seinen Verlust ersetzen. — Ich beging also die unglückliche That und legte dadurch den Grund zu meinem nachherigen so

unglücklichen Leben. Belastet mit meinem ersten Verbrechen, verließ ich nun die Stadt. Durch Tapferkeit und fortwährend gutes Betragen hoffte ich meinen begangenen Leichtsinne wieder gut zu machen. Thörichte Hoffnung! Ich bin ein warnendes Beispiel für die Jugend geworden; denn nur Ein Schritt von dem Pfade der Tugend, und Alles, Alles ist verschwunden!

Meine Freunde traf ich am bezeichneten Orte, und wir fuhren des Nachts mit dem Postwagen nach Lüneburg. Den folgenden Tag traten wir in das Estorfer-Husarenregiment ein, wurden bald darauf im Mecklenburgischen einexerziert, und, ehe ein Vierteljahr verfloss, standen wir schon dem Feinde gegenüber.

Zweites Kapitel.

Schilderung eines Gefechts. — D. wird verwundet und gefangen genommen. — Er entweicht, wird von einem vorüberziehenden Regimente aufgenommen und nach einem Hospitale gebracht. — Furcht eines bösen Gewissens. — D. kehrt zu seinem Regimente zurück.

Mein erstes starkes Gefecht war bei Ramin in Pommern. Hier hätte ich bald mein Leben eingebüßt! Es wurden nämlich einige Freiwillige zum Tirailiren gefordert, wobei ich mit vorritt. Wir hatten schon mehrere Schüsse mit dem Feinde gewechselt, als ich im

Verfolgen desselben zu hitzig wurde. Mein Pferd wurde unter mir erschossen, und als ich mich wieder in die Höhe arbeitete, hatten mich schon mehrere Feinde umzingelt. Ich bat um Pardon; man antwortete mit Bajonetstichen! Endlich kamen noch mehr Feinde hinzu, worunter Einer mir auf Deutsch zurief: „Wirf Deinen Säbel weg!“ Ich hatte diesen nämlich mittelst eines Riemens um meine Hand befestigt, und konnte ihn so schnell nicht von mir werfen. Es war ein Deutscher, der mir jene Worte zugerufen. Er nahm mich in seinen Schutz, und so erhielt ich Pardon. Ich blutete stark aus mehreren Wunden, und wurde nun mit anderen Verwundeten, Freund und Feind, fortgebracht.

Meine Gefühle vermag ich nicht zu beschreiben, denn alle meine schönen Hoffnungen schienen jetzt durch meine Gefangenschaft gescheitert. Ich nahm mir nun vor, die erste beste Gelegenheit zu benutzen, um mir meine Freiheit wieder zu verschaffen. — Wir wurden unter schwacher Bedeckung, weil wir Alle verwundet waren, durch ein Dorf transportirt und bildeten einen langen Zug. Während dieses Zuges nahm ich die Gelegenheit wahr, zu entfliehen. Wir kamen nämlich bei einer offenstehenden Scheune vorbei; hier sprang ich hinein, und verband, so gut ich's konnte, meine Wunden. Ich hatte zwei Stiche, einen im Kopfe, den andern in der rechten Hand; sie schmerzten mich sehr. Wol eine Stunde war ich in meinem Versteck, als ein Lützow'sches Regiment vorbeizog. Ich gab mich zu

erkennen, wurde freundlich behandelt und nach dem Glüströw'schen Hospitale gebracht. Meine Kopfwunde war nicht sehr bedeutend, aber meine Hand war durch und durch gestochen. Ueber Erwarten lange mußte ich im Hospitale bleiben, erhielt aber vom Doktor die Erlaubniß, ab und zu nach meinem Regimente gehen zu dürfen. Ehe ich aber gänzlich wieder zum Regimente überging, mußte ich erfahren, was es heißt: ein unruhiges böses Gewissen haben.

Ich erhielt eines Tages Befehl, den nächsten Morgen um 11 Uhr vor Gericht zu erscheinen. Ein Grund für die Ladung wollte mir nicht einfallen. Ich fürchtete, daß mein früheres Verbrechen daran Schuld sei, und ich die Strafe hierfür jetzt erleiden sollte.

Vor Gericht wurde mir ein Mann vorgestellt, und ich gefragt: ob ich ihn kenne? Ich bejahte es, worauf der Fremde abtreten mußte. Sodann wurde ich noch über Verschiedenes befragt, welches ich nicht anders als zum Besten des Fremden beantworten konnte. Diesen Mann hatte man für einen Spion gehalten, und ihn deshalb festgesetzt. Es war ein Gespieler meiner Jugend und eines Pastors Sohn aus meiner Gegend. Glücklicher Weise hatte er mich gesehen, sich auf mich berufen, und erhielt nun seine Freiheit wieder.

Mit Erlaubniß meiner Arztes kehrte ich nun nach meinem Regimente zurück, welches in der Gegend von Lauenburg stand.

Drittes Kapitel.

Gefecht bei Görde. — Kampf mit zwei Kürassieren. — D. wird schwer verwundet. — Sein Freund W. findet ihn. Er wird nach Dömitz gebracht. — Unter geschickter Behandlung des Arztes Dubois erholt er sich so weit, daß er wieder zu seinem Regimente abgehen kann.

Ich wurde bei meinem Regimente mit großer Freude aufgenommen, denn man hatte mich schon für todt oder gefangen gehalten. Nachdem wir noch einige Zeit im Mecklenburgischen hin und her gezogen waren, gingen wir bei Dömitz auf einer Schiffbrücke über die Elbe, und standen einige Zeit im Lager bei Dannenberg.

An einem Morgen wurde unerwartet zum Aufbruch geblasen, und wir ritten nach der Gegend von Görde, wo wir unsere vereinten Truppen antrafen. Es kam bald zum Gefecht; und da ich mir fest vorgenommen hatte, meine Scharte von Kamin her auszuweichen, so ritt ich abermals zum Tirailiren mit vor. Ich hatte mich mit einem kriegserfahrenen Kameraden, welcher früher bei den Franzosen gedient hatte, verabredet, so viel als möglich zusammen zu bleiben. Bald erblickten wir drei feindliche Kürassiere, welche im vollen Galopp auf uns zusprenkten. Wir ließen sie auf Schußweite herankommen, feuerten, und Einer stürzte getroffen vom Pferde. Aber auch mein Kamerad sank

zur Erde von einer feindlichen Kugel. Ich stand also allein zweien, wie es schien, erfahrenen Kriegen gegenüber; ich empfahl meine Seele Gott, nahm mir aber zugleich fest vor, mein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen.

Wir hatten wol schon 10 Minuten gekämpft, als ich Einem meiner Feinde einen so kräftigen Hieb in seinen Bügelarm gab, daß er den Säbel nicht ferner gebrauchen konnte. Aber in demselben Augenblicke erhielt ich von dem Andern einen so starken Hieb an meine Bärenkappe, daß die Sturmbänder sprangen, und ich meine Kopfbedeckung verlor. Betäubt, focht ich nicht mehr mit kalter Besonnenheit, sondern drang zu hitzig auf meinen Gegner ein, der, ein altbejahrter Krieger, mit mir als einem jungen Kampfunerfahrenen spaßen zu können glaubte, und deshalb einige Blößen gab. Ich benutzte sie, und brachte ihm einen tüchtigen Hieb in seiner linken Schulter bei. Wüthend erhob er sich hoch im Sattel, und holte zu einem so starken Hiebe aus, daß ich kaum im Stande war, den mit Riesenkraft geführten Streich durch Unterschlagen seines Säbels nur etwas zu entkräften. Mit der Spitze seines Säbels brachte er mir eine Kopfwunde bei, und das Blut strömte mir unaufhaltsam über Stirn und Augen. Unter diesen Umständen konnte ich mit dem Säbel den Kampf nicht fortsetzen; auch fühlte ich bereits eine Abnahme meiner Kräfte. Ich beschloß nun nicht allein in die Schattenwelt hinüber zu gehen, sondern zuvor noch zu versuchen, meinen Feind als

als Gesellschafter mitzunehmen. Ich machte eine rasche Wendung mit dem Pferde, ließ meinen Säbel am Riemen hinunter, griff schnell zu dem gespannten Pistol, und feuerte. Mein Feind stürzte getroffen vom Pferde herab; aber auch ich sank, vom Kampfe und und starkem Blutverlust ermattet, bewusstlos zu Boden.

Es wäre besser gewesen, wenn ich nie wieder zum Dasein erwacht wäre! Ich hätte hier einen ehrenvollen Tod fürs Vaterland gefunden, und würde ferner nicht, freilich durch eigne Schuld, in ein so namenloses Unglück gerathen sein! Aber in Gottes Rathschluß war es mit mir anders bestimmt!

Den folgenden Tag ritt eine Abtheilung über das Schlachtfeld, unter welcher W., mein bester Freund, sich befand. Er sah mich, fand noch Leben in mir, und bat um die Erlaubniß, sich meiner annehmen zu dürfen. Ich wurde unter seiner Obhut nach Dannenberg zurückgebracht. Aber hier war jedes Haus mit Verwundeten angefüllt, und ich konnte auf sorgfältige Verpflegung nicht rechnen. Sobald ich nur erst verbunden war, sorgte W. dafür, daß ich nach Dömitz gebracht wurde. Hier wurde ich bei einem Bürger, wo wir früher im Quartier gelegen hatten, freundlich und bereitwillig aufgenommen und gepflegt.

In Dömitz befanden sich damals sehr viele Kriegsgefangene; darunter auch einige Aerzte. Durch die Vermittelung des lieben Herrn W., so hieß mein Wirth, wurde ich von einem der geschicktesten in die Kur genommen. Mein Kopf war sehr stark ange-

schwollen. Ich erhielt verschiedenen Verband, und nach Verlauf von vier Tagen hatte sich die Geschwulst schon einigermaßen gelegt, so daß zur Operation geschritten werden konnte. Es fand sich, daß der Knochen ungefähr $2\frac{1}{2}$ Zoll über dem rechten Auge in einer Länge von drei Zoll durchgehauen war, und da dieser Knochen zersplittert war, so mußten die Splitter von dem Hauptknochen abgetrennt und herausgezogen werden. Ich hatte entsetzliche Schmerzen auszustehen. Mein Arzt, Dubois genannt, gab mir indeß die frohe Hoffnung, daß ich, sobald diese Operation überstanden sei, wieder völlig gesund werden würde. Ich ertrug daher meine Schmerzen so geduldig, als möglich war, und nach Verlauf von zwei der fürchterlichsten Stunden meines Lebens erklärte der Doktor, daß meine Wunde nun rein sei, und zum Verbinden derselben geschritten werden könne. Ich hatte nun das Schwerste überstanden, und durch die Geschicklichkeit des Herrn Dubois und die wahrhaft mütterliche Pflege meiner Wirthin war ich nach Verlauf von 14 Tagen schon im Stande, das Bett zu verlassen und in der Stube hin und her zu gehen.

Mein Freund W. war gleich die ersten Tage wieder zum Regimente abgegangen, hatte aber ohne mein Wissen dem Herrn B. 4 Louisd'or zugestellt, um sie mir bei meiner Herstellung einzuhändigen. Der Herr B. hatte sich auch die Erlaubniß zu erwirken gewünscht, den menschenfreundlichen Doktor bei sich ins Haus nehmen zu dürfen. Ich wurde so in der kurzen Zeit

von 5 Wochen so weit wieder hergestellt, daß ich zum Regimente abgehen konnte. Ehe ich Abschied von meinen edlen Wohlthätern nahm, überreichte ich dem Herrn Dubois, mit dankbaren Thränen in den Augen, die vier Louisd'or, welche Herr B. mir zugestellt hatte, als kleine Erkenntlichkeit für seine liebevolle Sorgfalt. Allein erst auf mein dringendes Bitten, verbunden mit der Vorstellung, daß er als Kriegsgefangener das Geld sehr wohl brauchen könne, nahm der gutmüthige Doktor doch nur zwei davon. Nachdem ich von einem Offiziere des Lügow'schen Corps erfahren hatte, wo mein Regiment lag, nahm ich tiefgerührt von meinen Wohlthätern Abschied.

Viertes Kapitel.

D. kehrt zu seinem Regimente zurück. — Er vollführt kühn einen gewagten Auftrag. Er und sein Freund W. werden zu Unteroffizieren ernannt.

Ich traf mein Regiment im Mecklenburgischen, in einem Dorfe Namens Greisz, worin ein großes adliges Gut lag. Wir hatten es recht sauer, indem unser Regiment nicht vollzählig war, und wir doch den Dienst eines vollständigen Regimentes versehen mußten.

Die Franzosen und Dänen lagen an der anderen

Seite der Stecknis verschanzt; wir mußten daher an mehreren Stellen starke Wachen ausstellen, während die übrige Mannschaft in die Scheunen des Edelhofs zu Greisz vertheilt wurde, wo wir beständig gesattelt und gezäumt auf unserer Hut sein mußten.

Als ich hier 14 Tage gewesen, ließ mich mein Rittmeister rufen, und fragte mich: ob ich wol einen Auftrag von dem Herrn Obersten übernehmen wolle. Da ich mich bereitwillig erklärte, nahm er mich mit auf seine Stube. Es waren mehrere Offiziere dort versammelt. Der Oberst befragte mich: ob ich wol Lust und Herzhaftigkeit habe, die folgende Nacht einen Brief nach Büchen, einem Dorfe ungefähr drei Stunden von Greisz, zu bringen und ihn an den dortigen Wirth abzugeben, mit der Bitte um weitere Beförderung an den feindlichen General. Dieser hatte nämlich am Tage seinen Aufenthalt in diesem Hause, des Nachts aber in den Schanzen an der andern Seite der Stecknis, welche dicht am Dorfe vorbeisloß.

Ich nahm diesen Auftrag gerne an, nur bat ich um ein anderes Pferd. Ich erhielt den großen Fuchs des Herrn Majors von Busch.

Des Abends um 5 Uhr erhielt ich meine Abfertigung. Der Herr Oberst empfahl mir die größte Vorsicht, indem das geringste Geräusch den Feind aufmerksam machen, und mein Leben gefährden würde. In einer dunklen stürmischen Nacht ritt ich meiner Bestimmung entgegen. Wie ich bei unserer letzten, auf der sogenannten Schwanenhaide ausgestellten, Piketwache

angekommen war, erbot sich der Herr Lieutenant Meier, den ich mit meinem Vorhaben bekannt machte, mir zur Sicherheit eine Patrouille von 6 Mann mitzugeben; aber ich schlug dies ab mit dem Bemerkten, daß es besser sei, mein Vorhaben so unmerklich wie möglich zu vollbringen. — Um 10 Uhr ritt ich vom Herrn Lieutenant Meier ab. Im Dorfe Bröcken, welches noch eine kleine Stunde von Büchen entfernt ist, nahm ich einen Boten, mir von diesem, wenn ich in die Nähe von Büchen käme, mein Pferd halten zu lassen, um alsdann zu Fuße mich meines Auftrags besser zu entledigen. In der Nähe von Büchen machte ich ihn mit meinem Vorhaben bekannt. Allein er weigerte sich, meinen Auftrag zu erfüllen, weil er mit der größten Lebensgefahr verbunden war. Der Mann hatte Frau und Kind. Ich konnte ihm diese Weigerung demnach nicht verdenken, und ritt in Gottes Namen weiter. Ich war schon einige Male in Büchen gewesen, und fand das Haus, obgleich es sehr dunkel war, auch bald auf. Die Leute schliefen schon fest, und ich mußte lange vergebens klopfen, ehe mir aufgethan wurde. — Obgleich ich nun glücklich meines Auftrags entledigt war, so hatte der wachsame Feind mich doch gehört, und war ganz im Stillen über die Steckniz gegangen. Wie ich nun dieses bemerkte, sprengte ich im stärksten Galopp davon, wurde aber am Ende des Dorfes von mehreren Gewehrschüssen begrüßt. Außerhalb des Dorfes vermehrte sich das Feuer, und nun wurde mein Pferd plötzlich so wild, daß ich es nicht

zu leiten vermöchte; ich ließ ihm den Zügel, und sogleich setzte es mit mir über einen breiten Graben, der sich im Wege befand. Dies rettete mir wahrscheinlich das Leben, denn von der Richtung des Weges fielen mehrere Schüsse.

Nach einem viertelstündigen gesprengten Galopp gelang es mir wieder, Herr meines Pferdes zu werden, und es auf den rechten Weg nach der Schwanenhaide zu unserm Picket zu bringen. Ich fühlte einen brennenden Schmerz an der linken Hand, und als ich bei unserer Wache angekommen war, fand es sich, daß das vordere Glied eines Fingers von einer Kugel zersplittert worden war; auch mein Pferd hatte eine Kugel unter der Mähne am Halse erhalten, und hierdurch war es auch wol so wild geworden.

Nachdem ich dem Herrn Lieutenant Bericht abgestattet, und meine Hand verbunden hatte, ritt ich bei anbrechendem Tage wieder nach Greisz zu. Hier angekommen, ließ ich mich sogleich beim Herrn Obersten melden, bei dem sich schon einige Offiziere versammelt hatten. Ich mußte nun meine Begebenheiten aufs Kleinste erzählen, und wie dieses zur Zufriedenheit geschehen war, wurde ich zum Unteroffizier, unter dem Versprechen noch höherer Beförderung, ernannt. Hier zeigte sich nun die schon längst gewünschte Gelegenheit, mich meinem treuen Freunde W. dankbar zu bezeigen. Ich bat daher den Herrn Obersten, daß, wenn er mich einer Belohnung würdig halte, diese an meinen Freund W. übertragen werde. Er habe mir bei Görde das

Leben gerettet und bei Dömig so brüderlich an mir gehandelt, er sei ein braver Husar, dem nur noch keine Gelegenheit geworden, sich auszuzeichnen. W. wurde gerufen, und da er einige Fragen zur Zufriedenheit des Herrn Obersten beantwortete, zum Unteroffizier ernannt. Später hat er es zum Lieutenant gebracht.

Fünftes Kapitel.

Die feindliche Generalität wird auf dem Gute Trenthorst überfallen. — Doch entwischt der feindliche General.

Unser Arzt fand beim Verbinden meine Hand nicht sehr gefährlich, und mir wurde auf mein Bitten erlaubt, die Heilung beim Regimente abzuwarten.

Bis Ausgang November oder Anfang Dezember standen wir beständig an der Stecknis auf Vorposten. Als der Feind aber seine Schanzen verlassen und sich ins Holsteinische zurückgezogen hatte, wurde unverhofft eines Abends zum Aufbruch geblasen. Wir machten noch denselben Abend eine Brücke aus Brettern und Dünger über die Stecknis, und ritten die ganze Nacht, ohne den Feind anzutreffen.

Einige Tage darauf, nachdem wir in einem holsteinischen Dorfe einquartiert waren, wurden 50 Mann

Freiwillige gefordert, und Abends um 7 Uhr, bewaffnet mit Säbel, Pistolen und Karabiner, zu Fuß zu erscheinen beordert. Unter der Anführung des Herrn Majors von Busch, der Herren Lieutenant Lübben und Haysen zogen wir, noch unbekannt mit dem Zwecke unserer Bestimmung, aus. Nach einer kleinen Stunde kamen wir in die Nähe des adligen Gutes Trenthorst. Hier wurde Halt gemacht, und uns der Zweck unseres Hierseins eröffnet. Das Gut Trenthorst lag nämlich in der Nähe eines Dorfes, in dem ein Regiment dänischer Infanterie stand; und weil gerade damals die Generalität zur Feier eines Geburtsfestes auf dem Gute versammelt war, so war beschloffen worden, dieselbe zu überfallen und, wo möglich, gefangen zu nehmen.

Wir wurden nun beauftragt, uns so leise als möglich dem Hause des Festes zu nähern, unter den Fenstern uns schußfertig zu halten und das Kommando abzuwarten. Darauf gingen der Major von Busch mit 3 Husaren und einem uns unbekanntem Manne, welcher wahrscheinlich hier zu Hause gehörte, etwas voraus, und überfielen zuerst den auf Vorposten stehenden Soldaten. Wir folgten und stellten uns vor den Fenstern des Hauptgebäudes auf. In aller Stille wurde geboten, daß die Hälfte von uns ihr Feuer in die Fenster des zweiten Stockwerks, wo die Offiziere versammelt waren, die andere Hälfte aber ihr Feuer in die des unteren Stockwerks, wo die Soldaten an einer langen Tafel saßen und keine Gefahr ahnten,

richten sollten. Als wir uns fertig gemacht hatten, erscholl auf einmal mit lauter Stimme das Kommando: „Feuer!“ Man muß schon etwas Aehnliches erfahren haben, um sich einen deutlichen Begriff von dem unerwarteten Schrecken und der Verwirrung machen zu können, welche dieses Wort und dessen fürchterliche Folgen hervorbrachten. Es frachte zugleich aus fünfzig Karabinern! Was nicht getroffen war, stürzte zum Fenster hinaus, um das Dorf zu erreichen. Mehrere von uns stürzten nun in das Haus hinein (hier war auch ich mit dabei); dann verfolgten wir in der vom Monde erhellten Nacht den fliehenden Feind.

Zwischen dem Gute und dem Dorfe befand sich eine Windmühle. Ich bemerkte im Verfolgen, daß Einige, es schienen mir hohe Offiziere zu sein, die Windmühlentreppe hinauffstiegen, wahrscheinlich weil sie nicht hoffen durften, das Dorf zu erreichen. Ich eilte schnell die Treppe hinauf, um sie wo möglich gefangen zu nehmen. Aber mein Vorwitz bekam mir übel. Denn wie ich oben an der Thüre angelangt, und im Begriff stand, sie zu öffnen, sprang diese plötzlich auf, und ich erhielt einen so fürchterlichen Kolbenstoß auf die Brust, daß ich beinahe bewusstlos die Treppe hinunterstürzte. Wider meinen Willen unten angelangt, hörte ich schon die feindliche Lärmtrommel in dem nahen Dorfe, und da unser Trompeter zum Sammeln blies, so beeilten wir unsern Rückzug, und zwar auf unsern Pferden, die unser Major vorsichtiger Weise hatte nachbringen lassen, um so mehr, als der

Feind schon Anstalt machte, in Masse aus dem Dorfe auszurücken. Wir hatten mehrere Gefangene gemacht und der feindliche General war doch richtig auf der Windmühle gewesen. Hätte ich mich nicht so voreilig benommen und erst Unterstützung abgewartet, wir würden ihn wahrscheinlich gefangen genommen haben.

Sechstes Kapitel.

Plünderung eines Dorfes. — Ein gewagtes Unternehmen zum Besten einer unglücklichen Familie.

Nachdem wir dem Gefechte bei Segeberg beigezwohnt, kamen wir in einer kleinen holsteinischen Stadt, Bramstädt, ins Quartier. Eines Tages wurde unsere Compagnie beauftragt, ein in der Nähe liegendes Dorf, wo man einige Soldaten von unseren alliirten Truppen mißhandelt hatte, zu plündern. Alles Hornvieh und die Pferde sollten aus dem Dorfe nach Bramstädt getrieben werden, und, was uns sonst gefiele, könnten wir wegnehmen. Mich traf das Loos, auf Posten auszustehen, und mein Antheil an der Beute würde nicht stark ausgefallen sein, wenn nicht mein guter Freund W. mit mir getheilt hätte.

Ich hätte diese Plünderungsgeschichte längst vergessen, wenn mich nicht ein besonderer Umstand, wobei

sich die gutmüthigen Gesinnungen meines Rittmeisters gegen mich zeigten, noch daran erinnerte. Ich lag nämlich bei einem Bürger im Quartier, dessen Schwester in dem ausgeplünderten Dorfe verheiratet gewesen und nun Wittwe war. Diese kam den folgenden Tag zu ihrem Bruder und erzählte mit weinenden Augen, daß sie jetzt mit ihren vier unmündigen Kindern zu verhungern fürchten müsse, indem man ihr gestern auch ihre beide Kühe, wovon sie und ihre Kinder sich ernährten, genommen habe. Dies dauerte mich und ich versprach, die Kühe, wenn sie noch vorhanden wären, ihr wieder zu verschaffen.

Da alles Vieh auf den großen adeligen Hof, wo unser Oberst im Quartier lag, getrieben war, so ging mein Wirth noch denselben Nachmittag mit mir dahin. Wir fanden die Kühe, und mein Begleiter band, um sie kenntlich zu machen, auf mein Geheiß einen mitgenommenen Strick um ihre Hörner. Mittlerweile wußte er sich den Schlüssel zu der hinteren Pforte des Hofes, welche nicht bewacht wurde, zu verschaffen, und so kamen wir am Abend wieder dahin zurück, und zogen die Kühe, wie wir glaubten unbemerkt zu sein, bis an die Thüre. Aber plötzlich rief der auf dem Hofe auf Posten stehende Husar: „Werda?“ — Ich gebot meinem Begleiter, sich schnell mit den Kühen zu entfernen, schloß die Thüre ab, und ging auf den Posten zu. Auf sein Befragen, was ich noch so spät hier wolle? wer ich sei u. dergl., antwortete ich, er möge mich nur zum Wachtkommandanten führen. Die-

fer fragte mich ebenfalls über meine späte Erscheinung, und kündigte mir an, daß ich Arrestant sei. Ich konnte nichts dagegen einwenden, bat aber, es dem Rittmeister melden zu lassen. Nach einer halben Stunde kam der Rittmeister selbst, nicht wenig erstaunt, mich hier als Arrestant zu finden. Ich bat ihn, mir einige Augenblicke Gehör zu schenken, und gestand ihm den ganzen Vorfall. Anfangs schien er böse zu sein, und stellte mir die fürchterlichen Folgen vor Augen, denn nach den englischen Kriegsgesetzen hatte ich 3—400 Peitschenhiebe verdient. Nachdem ich ihm aber den Jammer der armen Frau geschildert hatte, ward er gerührt und sagte mir zu, dies Mal die Sache so hingehn zu lassen, aber unter der Bedingung, daß ich nie wieder einen ähnlichen Streich mache.

Siebentes Kapitel.

Bombardement von Glückstadt. — Uebergang über die Elbe.
— D. befreiet den Hauptmann Bluot aus den Händen roher Unmenschen, und bringt ihn bei einem Förster in Sicherheit.

In meinem Quartiere angelangt, traf ich meinen Wirth in der größten Bestürzung über den ungewissen Ausgang der Sache. Er war daher sehr freudig, als

ich ihm den weitem Verlauf mittheilte. Da sich aber noch eine dritte Kuh in der Eile und der Dunkelheit der Nacht mit durch das Thor gedrängt hatte, so wußten wir nicht, was mit dieser anzufangen sei. Sie gehörte auch nach dem geplünderten Dorfe. Hätten wir sie aber der Frau gegeben, so würde sie ihr doch gewiß vom Eigenthümer wieder abgenommen sein. Deshalb verkaufte mein Wirth sie. Das Kaufgeld gab ich der armen Frau, die dadurch einigermaßen wieder emporkam.

Einige Zeit darnach marschirten wir nach Glückstadt und wohnten dort dem fürchterlich-schönen Schauspiel eines Bombardements bei. Es war ein schöner, erhabener Anblick, wie sich die großen feurigen Kugeln in der dunklen Nacht hoch in der Luft über der unglücklichen Stadt kreuzten; — sie wurde nämlich von der Wasserseite von den Engländern, und von der Landseite von den Schweden und anderen alliirten Truppen beschossen. — Nachdem die Stadt übergeben war, gingen wir bei Blankenese auf dem Eise über die Elbe, um die Belagerungstruppen bei Harburg zu verstärken. Prinz Eckmühl hatte sich nämlich in Harburg und Hamburg verschanzt, und wurde hier von den alliirten Truppen eingeschlossen.

Einige Meilen von Harburg auf den Dörfern erhielten wir unser Quartier.

Als ich eines Tages bei unserm General von Estorf auf Ordonnanz war, wurde ich kommandirt,

einen Brief nach Marmsdorf, eine Stunde von Harburg, zu besorgen.

Ungefähr noch 2 Stunden von dem Ziele meiner Bestimmung, beging ich abermals eine Handlung, die ich mit dem Tode hätte büßen können. Um aber verständlich zu werden, muß ich noch Etwas aus meinem früheren Leben nachholen.

Als ich noch in der Lehre war, hatten wir einen Douanenhauptmann Namens Bluot, einen gebornen Straßburger, im Quartier. Er war ein liebenswürdiger Mann, welcher immer eine große Freundschaft gegen mich bezeugte, mir im Reiten und Fechten selbst Unterricht gegeben, und sich sogar mehrmals erboten hatte, mir bei den Douanen eine Anstellung verschaffen zu wollen. Da ich aber den französischen Dienst verabscheute, so war dies unterblieben. Auch war er der versprochene Bräutigam einer meiner nahen Verwandten. — Nun wieder zurück zu der Geschichte!

Als ich also noch 2 Stunden von dem Orte meiner Bestimmung entfernt war, erblickte ich in einiger Weite Reiter auf mich zukommen. Da der Feind öfter Ausfälle aus Harburg machte, so konnte ich nicht wissen, ob es Freunde oder Feinde seien, und machte mich auf einen Kampf bereit. Ich hing meinen Karabiner auf den Haken, schüttete Pulver auf die Pfanne, lüftete meine Pistolen, und ritt dann in Gottes Namen dem muthmaßlichen Feinde entgegen. Näher gekommen sah ich, daß es drei Kosacken waren, die einen Fußgänger mit ihren Kantschuen vor sich her-

trieben. Der Mann schien vor Entkräftung alle Augenblicke niedersinken zu wollen, aber die Unmenschen zwangen ihn durch Lanzenstiche und Kantschuhiebe unaufhörlich zum Weitergehen. Wie sie an mir vorbeifamen, erblickte ich einen Mann, fast nackt, mit zer-rissenen Schuhen, in einer Unterhose, und nur mit einem alten rothen Weiberrock überhangen. Wer aber schildert mein Erstaunen, als ich in diesem Unglück-lichen den Hauptmann Bluot erkannte? Mein ganzes Gefühl empörte sich, und überrascht rief ich aus: „Mein Gott, Bluot! sind Sie das?“ Auch er erkannte mich, und rief: „Louis! bester Louis! befreie mich von diesen Unmenschen!“ — Einer solchen Aufforderung von einem Manne, den ich hochschätzte, konnte ich nicht wider- stehen und wenn es mir das Leben gekostet hätte. Schnell riß ich meinen Karabiner aus dem Haken, warf ihn Bluot zu mit den Worten: „Schlag an, aber schieß nicht eher, als bis es die Noth erfordert!“ zog rasch mein Pistol und rief mit starker Stimme gegen die Kosacken: »alo Pascholl!« Ueberrascht, und erschrocken vor dem offenen Laufe des Karabiners ihres früheren von ihnen so schrecklich gemißhandelten Gefangenen, schienen sie meine Worte gleich zu ver- stehen, hieben mit ihrem Kantschu auf ihre Pferde, und ritten im stärksten Galopp davon. —

Bluot hatte mit den Augen seine Peiniger verfolgt, und mit dem Karabiner lautlos im Anschlag gelegen. Ich bat ihn, sich schnell hinter mich aufs Pferd zu setzen, was ihm als gewandtem Reiter auch leicht wurde.

Auch schien ihm das Gefühl der wiedererlangten Freiheit neue Kraft gegeben zu haben.

Wir erreichten bald ein nahes Gehölz, in welchem wir abstiegen. Da es ein harter Winter, und Bluo halb nackt und ganz erfroren war, gab ich ihm meinen großen Husarenmantel, und stärkte ihn mit etwas Brod und Brantwein, versah ihn mit einigen Patronen, und ließ ihm meinen Karabiner zu seiner Sicherheit. „Er solle sich hier ruhig verhalten; sobald ich meinen Auftrag erfüllt, würde ich ihn in Sicherheit bringen.“ Ich ritt nun mit verdoppelter Eile, entledigte mich meines Auftrags, und kehrte nicht ohne Besorgniß, daß die Kosacken mit Beihülfe gekommen sein möchten, zu meinem Freunde zurück. Unterwegs hatte ich es überdacht, wo, und wie ich ihn auf das Sicherste unterbringen könnte, und da einige Stunden von hier ein Anverwandter von mir, ein Förster, wohnte, so hatte ich beschlossen, ihn dort hinzubringen. Ich machte Bluo mit meinem Vorhaben bekannt. Er ging mit Freuden darauf ein, denn er wußte, daß der Förster ein gutmüthiger Mann war.

Bei einbrechender Nacht erreichten wir unbemerkt die einsam stehende Försterwohnung. Ich rief den Förster allein, erzählte ihm den ganzen Vorfall, und bat ihn, Bluo so lange bei sich auf sein Zimmer zu nehmen, bis er ohne Gefahr wieder zu den Seinigen zurückkehren könne. Er versprach es mir. Gegen Bluo machte er aber die Bedingung, daß er in diesem

Kriege nicht wieder gegen uns und unsre allirten Truppen fechten solle.

Achtes Kapitel.

Ein Stück aus Bluots Leber. — D. erfährt die Folgen seiner heimlichen Entfernung von seinem Heimatsorte. — Rückzug seines Regiments bis Hannover. — Sein Regiment marschirt nach Düsseldorf, und von da nach Gent. — Ein betrügerischer Bauer. — D.'s Verfahren gegen denselben, und seine Selbstanklage. — Er kommt ins Kriegsverhör.

Bluot war von Harburg aus, wo es an Lebensmitteln fehlte, mit fünfhundert Mann kommandirt, solche auf den umliegenden Dörfern einzutreiben. Hierbei wurden sie überfallen, und er wurde mit mehreren Andern gefangen genommen. Da er einen Schuß ins Bein erhalten hatte, so hatte er zurückbleiben müssen, während die Andern vorausgeschickt wurden. Er fand von Seiten der Officiere der russisch-deutschen Fremdenlegion eine Behandlung, die er nur loben konnte. Als er aber geheilt den Kosacken zum Transport übergeben wurde, plünderten ihn diese aus, und mißhandelten ihn auf die geschilderte Weise.

Bluot war bei meiner heimlichen Entfernung von meiner Heimat gerade in unserm Hause gewesen. Er

erzählte mir, daß mein Onkel, ein strenger, aber rechtlicher Mann, in der ersten Aufwallung seines Gefühls geschworen habe, mich nie wieder sehen zu wollen. Leider! hat er seinen Schwur gehalten! Auch hatte mich der Geselle als den muthmaßlichen Thäter bei Gericht angezeigt.

Ich gab Bluot meine letzte Baarschaft, welche in 12 Louisd'or bestand, und bat ihn, sie dem Gesellen zuzustellen, und ihm für mich zu versprechen, daß ich das noch Fehlende mit erster Gelegenheit nachschicken wolle. Aber Bluot wollte durchaus das Geld nicht annehmen, sondern erklärte, daß wenn er eher, als ich, nach meiner Heimat käme, er das Geld gern aus seinen Mitteln ersetzen wolle.

Beim Abschiede versprach ich meinem Freunde, falls es mir möglich sei, und seine Rettung unbeachtet, und ohne Nachtheil für mich bliebe, in einigen Tagen zurückzukehren, und ritt dann nicht ohne Herzklopfen, aber von einer dunkeln Nacht begünstigt, dem Standquartier meines Generals zu. Ich kam am Morgen dort an, stattete meinen Bericht ab, und wurde nach meiner Kompagnie entlassen.

Den folgenden Tag erhielten wir Marschordre, und zogen uns bis Hannover zurück. So konnte ich mein Versprechen gegen Bluot nicht halten.

Als wir kurze Zeit bei Hannover gelegen hatten, marschirten wir um Ostern 1814 nach Düsseldorf, wo wir über den Rhein gingen, und dann weiter nach

Brabant. Hier kamen wir in einem Dorfe Namens Rungen, nahe bei Gent, ins Quartier.

Hier beging ich eine Handlung, die mich schon manche Thräne der Reue gekostet hat. Ich lag nämlich bei einem Bauern auf einem einzeln stehenden Bauernhofe im Quartier. Hier bemerkte ich, wie mein Pferd, auf welches ich sehr hielt, alle Tage magerer wurde. Ich schöpfte Verdacht. Um hinter die Wahrheit zu kommen, öffnete ich eines Nachmittags, nachdem ich meinem Pferde ein starkes Futter in die Krippe gegeben hatte, im Stalle ein Fenster; ging dann ins Haus, hing meinen Säbel um, und sagte, daß ich noch einen nothwendigen Gang ins Dorf zu machen habe. Darauf kehrte ich durch das Fenster in den Stall zurück, und versteckte mich hier. Was ich vermuthete, traf nur zu richtig zu. Ich hatte kaum 10 Minuten gewartet, so erschien der Bauer mit einem Sack in der Hand, näherte sich der Krippe, und raffte allen Hafer in seinen Sack hinein. Da sprang ich hinzu, zog, aufgebracht über solche Niederträchtigkeit, den Säbel, und gab ihm mit der flachen Klinge einige Schläge auf den Rücken. Er, ein großer und starker Mann, ergriff eine neben ihm stehende Mistgabel, und drang so bewaffnet auf mich ein. Da er früher bei den französischen Kürassieren gedient hatte, verstand er gut mit seiner Waffe umzugehen. So mußte ich alle meine Kräfte und meine ganze Geschicklichkeit aufbieten, um nicht einen schmähhlichen Tod zu finden. Ich versuchte den Stiel abzuhauen, allein

er war zu dick. Da unterschlug ich denselben, und gab dem Bauern in dem nämlichen Augenblicke einen so starken Hieb in den rechten Arm, daß er sogleich die Mistgabel fallen ließ, und blutend und schreiend aus der Thür dem Hause zueilte. Schnell warf ich meine Decke über das Pferd, in der Absicht, im nächsten Dorfe Anzeige davon zu machen. Aber nie, nie werde ich den Anblick vergessen, der sich mir darbot, als ich aus der Thür des Stalles trat. Der Bauer stand nämlich da mit seinem blutenden, beinahe ganz abgehauenen Arme, umringt von seiner Frau und fünf schreienden Kindern, dem Urheber der Gräueltthat laut fluchend und ihn verwünschend. Diesen Anblick konnte ich nicht ertragen, ich gab meinem Pferde die Sporen dem Dorfe zu, wo unser Doktor im Quartier lag. Ich traf ihn glücklich zu Hause, machte ihn mit wenigen Worten mit dem Vorfalle bekannt, und bat ihn dringend, schnell zu helfen. Er ritt auch unter Führung eines Boten bereitwillig dem Dorfe zu; ich aber eilte auf die Stabswache, und meldete mich als Arrestant. — Am Abend kam der Rittmeister, und fragte mich um die Ursache meines Hierseins. Wie ich ihm nun den ganzen Vorfall erzählte, tadelte er mich heftig, daß ich nicht, ehe ich mich in Arrest gegeben, zuvor bei ihm Anzeige gemacht hätte. Da ich mich mit Unwissenheit entschuldigte, so besänftigte er sich wieder, und versprach mir seinen Beistand. Den folgenden Tag kam ich ins Kriegsverhör. Ich erzählte den Vorfall treu und aufrichtig. Da der Doktor, welcher mit

mir aus einem Orte war, aus Vorsicht die Mistgabel mitgebracht hatte, und bei der Besichtigung Spuren von Säbelhieben an derselben gefunden wurden: so wurde ich, weil ich darnach nur Nothwehr geübt hatte, freigesprochen. — Aber mein innerer Richter, das Gewissen, ruft mir noch jetzt nach Verlauf von 30 Jahren diese schändliche That ins Gedächtniß zurück, und werde ich sie wol nie vergessen!

Neuntes Kapitel.

D. sieht Bluoet wieder. — Es wird ihm der Antrag gemacht, in französische Dienste zu treten. — Er erhält Nachricht von seinen Angehörigen. — Er kömmt nach Brüssel, wo ihm die Liebe eines trefflichen Mädchens die glücklichsten Tage bereitet. — Der Vater seiner Geliebten verlangt von ihm, daß er, wenn er eine dauernde Verbindung mit seiner Tochter eingehen wolle, katholisch werde. — D. weigert sich dessen, und reist zu seinem Regimente ab.

Hier mochten wir ungefähr bis Juni oder Juli gelegen haben, als uns eines Tags geboten wurde, uns ruhig in unseren Quartieren zu verhalten, indem die Truppen des Prinzen Eckmühl, um nach Frankreich zu gehen, hier durchkämen. Am andern Tage rückten diese Truppen auch ein, und als wir des Nach-

mittags auf dem Schloßhose zum Appell versammelt waren, erschien mein Rittmeister in Begleitung von 7 oder 8 französischen Offizieren. Ich wurde vorgezufen: aber wie erstaunte ich, als ich von einem derselben auf das innigste umarmt wurde, und ich in diesem meinen Lebensretter Bluot erkannte. Er nannte mich öffentlich seinen Lebensretter. Ich aber bat ihn leise, mich um Gottes Willen nicht unglücklich zu machen. Er schien mich verstanden zu haben; denn, als unser Rittmeister ihn näher ausforschen wollte, antwortete er: es handele sich um ein Geheimniß, das er für sich zu behalten wünsche. Ich wurde von den französischen Offizieren umringt, und alle gaben mir einen freundlichen Händedruck. Da die Franzosen hier einen Ruhetag hielten, so bat der Herr Hauptmann Bluot meinen Rittmeister, mich diesen und den folgenden Tag dienstfrei zu machen, weil er mir noch Vieles von meiner Familie zu sagen habe. Dies wurde bewilligt. Wir gingen mit den übrigen Offizieren zu Bluots Quartier, hier wurde aufgetischt, und Bluot erzählte unter dem Siegel der Verschwiegenheit seine Rettung. Die Offiziere brachen in Lobeserhebungen aus, und suchten mich zu überreden, den hannoverschen Dienst mit dem französischen zu vertauschen. Ein anwesender General erbot sich auch, sogleich für eine paßliche Anstellung zu sorgen. Ich erwiederte indeß, daß ich gesonnen sei, nur allein meinem Vaterlande zu dienen. — Als die andern Offiziere sich entfernt hatten, erzählte mir Bluot, daß er die ganze Zeit bei dem

Förster als Jägerbursch verkleidet gewesen, und er erst, als Eckmühl kapitulirt, und Hamburg nebst Harburg übergeben habe, zu den Seinigen zurückgekehrt sei. Der früher bezeichnete Gesell sei gestorben, er habe diesem deshalb seinen Verlust nicht ersetzen können. Meine gute Tante und vorzüglich Bluots Verlobte ließen mich grüßen, und mich ihrer Verzeihung versichern; aber mein Onkel und Meister wolle noch immer Nichts von mir wissen. — Ich verlebte noch den folgenden Tag recht vergnügt in Gesellschaft dieses edlen Mannes. Beim Abschiede gab er mir, trotz meines Weigerns, seine schöne goldene Taschenuhr.

Bluot hat später als General-Inspektor der Douanen bei Lille in Flandern seine Verlobte als Frau abgeholt.

Denselben Tag wurde ich noch vor unserm Rittmeister gerufen, und befragt, was ich mit den französischen Offizieren vorgehabt habe? auch gewarnt, mich nicht zum Austritte aus unserm Dienst verführen zu lassen. Ich kannte die Gutmüthigkeit meines Rittmeisters, und konnte Nichts vor ihm verhehlen. Ich erzählte ihm den ganzen Vorfall. Er wurde sehr ernst, stellte mir die fürchterlichen Folgen, welche meine unbedachtsame Handlung hätte nach sich ziehen können, recht lebhaft vor Augen, und fragte mich unter andern: ob ich nicht wisse, daß nach unsern Kriegsgesetzen Jeder ohne Gnade mit dem Tode bestraft würde, der einen gefangenen Feind mit gewaffneter Hand befreie? — Als er etwas beruhigt war, äußerte er, daß er als

Mensch meine That nicht verdammen könne und auch nicht wisse, ob er in ähnlicher Lage nicht dasselbe gethan haben würde. Doch müsse er mich ernstlich warnen, mir nie so Etwas wieder zu Schulden kommen zu lassen.

Bald darauf verließen wir Rühremond (wahrscheinlich ist hier Roermonde gemeint) und zogen nach Brüssel. Hier kam ich bei einem wohlhabenden Kaufmanne ins Quartier. Ich wurde bald mit der Familie, welche nur aus dem Kaufmanne und seiner Tochter bestand, bekannt. Die Tochter war ein sehr schönes, junges 16jähriges Mädchen. Sie hatte Unterricht in der deutschen Sprache, und suchte sich durch öftere Unterhaltung mit mir weiter zu bilden. Durch unser häufiges Zusammensein entstand allmählich eine gegenseitige Zuneigung. Sie erzählte mir, daß sie noch einen Bruder gehabt habe. Dieser habe ein schönes, aber armes Mädchen geliebt, und sei, da der Vater die Heirat nicht habe zugestehen wollen, aus Verzweiflung unter die französischen Truppen gegangen. Er sei in der Schlacht bei Leipzig geblieben, und bald darauf sei auch ihre Mutter aus Gram gestorben.

Im Umgange mit diesem schönen tugendhaften Mädchen verlebte ich die glücklichsten Tage meines Lebens! Als wir an einem schönen Sommerabende allein im Garten waren, und sie mit schwärmerischer Beredtsamkeit mir von der unglücklichen Liebe ihres Bruders erzählte, ergriff ich diese Gelegenheit, um ihr meine heiße Liebe zu gestehen. Sie schien dies

erwartet zu haben, denn sie gestand mir, daß auch sie von gleichem Gefühle beseelt sei.

Später gab ich ihr meine Besorgniß zu erkennen, daß ich mir doch wol nie Hoffnung auf ihren Besitz würde machen dürfen, indem ich ganz ohne Vermögen, auch einem anderen Glauben, als dem ihrigen, zugehan sei. Von meiner Armut fürchtete sie bei ihrem Vater für unsere Verbindung kein Hinderniß, da sie ja Vermögen genug besäßen, so daß wir anständig leben könnten. Nur wegen meines Glaubens besorgte sie ihres Vaters Widerstand.

Von innigster Liebe gegen mich beseelt, bot sie alle ihre Beredsamkeit auf, mich zum Uebertritt zu ihrem katholischen Glauben zu bewegen, um so ihren Vater für unsere Verbindung geneigt zu machen. Allein in dieses Begehren konnte ich unmöglich willigen, und es gelang mir auch, sie davon zu überzeugen. Sie wollte nun Alles versuchen, um trotzdem ihren Vater für unsere Verbindung zu gewinnen. Zunächst sollte ich mich aber bemühen, meinen Abschied zu erhalten.

Während wir uns so mit lieblichen Bildern beschäftigten, erscholl auf einmal die Kunde, Napoleon sei von der Insel Elba entflohen, und an der Spitze einer Armee wieder zum Kaiser ausgerufen. Da erhielten wir plötzlich Marschordre.

Meine Marie war untröstlich, und entdeckte in der ersten Bestürzung ihrem Vater unsere Liebe. Dieser ließ mich auf sein Zimmer rufen, erkundigte sich nach meinen häuslichen Verhältnissen, nach meinem Glau-

ben u. dergl., und nachdem ich ihm Alles treu und aufrichtig berichtet, fragte er mich, ob ich die Liebe seiner Tochter erwiedere? Wie ich dieses mit einem freundlichen **Ja** beantwortete, erklärte er, er wolle unserer Verbindung kein Hinderniß in den Weg legen, sofern ich baldmöglichst meinen Abschied nähme, und darein willige, katholisch zu werden. Ich entgegnete, daß ich mich auf die Dauer des Krieges habe annehmen lassen, weshalb es mir unmöglich sei, jetzt, da der Krieg wieder losgehe, meinen Abschied zu erhalten; und was meinen Glauben anbeträfe, so bäte ich, mich nicht zu zwingen, die einmal anerkannte Wahrheit zu verwerfen, und gegen meine Ueberzeugung eine andere Religion anzunehmen. Er schien mit meiner Erklärung nicht zufrieden zu sein. Als ich aber den nämlichen Tag, da wir Marschordre auf den nächsten Morgen erhielten, abends zusammen mit Marie auf seinem Zimmer war, bat er mich doch, mich im bevorstehenden Kriege so viel als möglich zu schonen, nach Beendigung desselben sogleich um meinen Abschied nachzusuchen, und zurückzukehren. Das Andere wollten wir Gott, der ja Alles am besten wisse, anheimstellen!

Zehntes Kapitel.

Die Schlacht bei Waterloo.

Den folgenden Tag, nachdem ich von Marie und ihrem Vater unter den heißesten Thränen Abschied genommen hatte, kamen wir in der Gegend von Mons zu liegen, wo die hannoverschen Truppen zusammengezogen wurden.

Nach ungefähr 8 oder 14 Tagen hörten wir eines Morgens Kanonendonner. Sogleich wurde zum Aufbruch geblasen. Wir ritten der Gegend von Waterloo zu, wo wir die Braunschweiger schon im starken Gefecht fanden. Das Eskadron, wobei ich stand, war kommandirt eine Batterie Kanonen zu decken. In der Gegend von Quatre-Bras geriethen wir aber in ein so heftiges feindliches Feuer, daß wir uns schnell zurückziehen mußten. Rechts und links stürzten mehrere meiner Kameraden, vom tödtlichen Geschos getroffen, vom Pferde. Wir hatten rechts abgebrochen, und da ich am linken Flügel ritt, bemerkte ich, wie mein Rittmeister mit seinem Pferde zusammenstürzte. Als ich ihn sich nicht wieder aufrichten sah, machte ich schnell Kehrt, um ihm wo möglich Hülfe zu leisten. Ich fand ihn indeß unbeschädigt unter seinem Pferde liegen. Diesem waren nämlich die beiden Hinterbeine abgeschossen, und so konnte sein Reiter, der mit einem

Fuß im Steigbügel hängen geblieben, ohne Hülfe sich nicht emporarbeiten. — Ich setzte ab, half ihm mit allen meinen Kräften unter dem Pferde hervor, und bat ihn, mein Pferd zu besteigen, und dem Eskadron nachzueilen. Er wollte Einwendungen machen. Da aber nicht lange Zeit zu überlegen war, indem die Kanonenkugeln rechts und links neben uns einschlugen, so stieg er schnell auf, und sprengte, mich dem lieben Gott empfehlend, im Galopp davon. — Ich nahm eilends die Pistolen aus den Halstern des gefallenen Pferdes, und eilte zu Fuß so schnell als möglich meinem Rittmeister nach. Bald hörte ich aber hinter mir den Feind wie eine Gewitterwolke herandröhnen, und jetzt wäre ich verloren gewesen, wenn nicht die göttliche Vorsehung mir Hülfe geschickt hätte. In diesem Augenblick flog nämlich ein Pulverkarren mit 2 Pferden bespannt, ohne Führer, im strengsten Galopp auf mich zu. Schnell war mein Entschluß gefaßt. Ich ließ den Karren bis auf Schußweite nahekommen, nahm eine meiner Pistolen, zielte — und traf das Eine Pferd so glücklich durch den Kopf, daß es sofort niedersank und das andere stehen blieb. Rasch hieb ich die Strängen ab, schwang mich auf, und jagte eilends davon.

Ich stieß bald auf ein Regiment Engländer, die s. g. Schimmelgarde. Dieses hatte Handpferde bei sich. Ein Offizier, welcher deutsch sprach, hieß mich mein ungesatteltes Pferd verlassen, eins von den ihrigen besteigen, und mich ihnen anschließen. Ich folgte.

Durch mehrere Schwenkungen hatten wir den Feind schon etwas zurückgetrieben, als die Nacht hereinbrach, und wir Ordre erhielten, abwechselnd abzusitzen, um die Pferde zu füttern.

Die Kanonade dauerte die ganze Nacht hindurch, war aber nicht so heftig, als am Tage.

Als sich die erste Morgenröthe zeigte, und wir unter verstärktem Kanonendonner wieder vorgerückt waren, sprengte auf einmal ein Adjutant von Wellington heran, und brachte uns Verhaltensbefehle, denen zu Folge wir uns weiter links ziehen mußten.

In der Gegend von Fleuris rückte uns eine starke Abtheilung französischer Kürassiere entgegen, und wir erhielten den Befehl zum Einhauen. Es begann ein furchtbarer Kampf. Die Franzosen waren uns an Zahl überlegen, aber nicht an Muth und Geistesgegenwart. Dies englische Regiment bestand nämlich aus lauter Kerlen von 6 Fuß und darüber, und ihre Pferde waren alle weiße Schimmel von der größten Race. Ich hatte nicht Augen genug, um den Muth und die Geschicklichkeit, sowol bei den Menschen, als bei den Pferden zu bewundern. Auch mein Pferd war besonders gut abgerichtet; denn, sowie ich einen Feind gegenüber hatte, bäumte es sich auf den Hintenfüßen, und schlug Mann und Roß zu Boden. Wir richteten eine schreckliche Niederlage unter den Feinden an, und, was nicht todt auf dem Schlachtfelde blieb, wurde gefangen genommen. Ich hatte früher zu verschiedenen Malen Gelegenheit gehabt, die Tapferkeit der

Franzosen zu bewundern, hier aber schien sie verschwunden zu sein. Ich wage nicht zu entscheiden, ob dies daher rührte, weil sie vielleicht noch uneingeübte Truppen waren, oder weil die Ungerechtigkeit ihrer Sache ihnen den Muth genommen hatte.

Der Kampf war zu unserm Vortheile beendigt, und ich hatte mich schon etwas wieder erholt, als ich ganz in unserer Nähe mein Regiment erblickte. Ich ritt vor, und erhielt vom englischen Offiziere die Erlaubniß, mich wieder dahin verfügen zu dürfen. Als ein Zeichen, daß man mit meinem Verhalten zufrieden gewesen, erhielt ich den Schimmel, welchen ich ritt. Nun sprengte ich in vollem Galopp meinem Regimente nach, bei dem ich mit der herzlichsten Freude von meinem Rittmeister empfangen wurde.

Elftes Kapitel.

Marsch nach Paris. — Um den Folgen seines ersten Verbrechens zu entgehen, verübt D. ein zweites. — Er reist nach Brüssel. — Auf Andrang von Mariens Vater nimmt er Religionsunterricht bei einem katholischen Geistlichen. — Er kann aber den protestantischen Glauben nicht verlassen. — Verhalten Mariens. — Ein Traum. — D. entfernt sich heimlich von Brüssel.

Am folgenden Tage wurde der Sieg völlig erfochten, und unser Marsch ging jetzt gerades Wegs nach Paris zu.

Wir kamen in Versailles, fünf Stunden von Paris, zu liegen. Hier bat ich meinen Rittmeister, der alle seine Pferde verloren hatte, meinen großen Schimmel anzunehmen. Er schlug es nicht ab, gab mir dafür, ungeachtet meiner Weigerung, 25 Louisd'or.

Aus Dankbarkeit dafür, daß ich ihm bei Quatre-Bras mein Pferd überlassen hatte, wollte er mich zum Wachtmeister ernennen, und gebot mir, indem er mir das Geld dazu überreichte, mir eine paßliche Montur anzuschaffen. Allein nun regte sich der Neid. Wir hatten nämlich einen Transport Rekruten aus Deutschland erhalten. Bei diesem befand sich ein Unteroffizier aus meinem Dorfe, der die Geschichte meiner Entfernung von Haus wußte. Er sprengte sie mit vielen Zusätzen aus, und suchte so, da ihm schon früher Versprechungen zur Beförderung gemacht worden waren, die mir zuge dachte Stelle zu erhaschen.

Ich merkte gleich aus dem Betragen meiner Kameraden, daß etwas Besonderes vorgefallen sein müsse. Mein treuer Freund W. gab mir Aufklärung. Nun war es mit mir bei meinem Regimente für immer vorbei! Mein Rittmeister, der die Sache auch erfahren hatte, ließ mich zu sich rufen, und forderte Wahrheit. Ich verhehlte ihm Nichts. „Es ist eine schlimme Geschichte,“ sagte er, „aber ich will mit dem General sprechen, Du sollst nach einem englischen Regimente versetzt werden.“ Ich bat, dies sobald als möglich zu bewerkstelligen, weil ich den Umgang mit meinen Kameraden so nicht länger ertragen könne.

In vierzehn Tagen entschied sich Nichts für mich. Nun faßte ich den Entschluß, um den Folgen meines ersten Verbrechens zu entgehen, ein zweites zu verüben, nämlich heimlich mein Regiment zu verlassen. Den folgenden Tag kaufte ich mir bürgerliche Kleidung, und entwich mit schwerem Herzen!

Ich nahm den Weg über Volongé nach Brüssel. Unterwegs hatte ich mir nämlich überlegt, daß in meiner Heimat keine Sicherheit für mich zu hoffen sei, auch zog mein Herz mich wieder zu meiner geliebten Marie.

So kam ich denn eines Abends ganz unerwartet in ihrem Hause an. Ich wurde mit lautem Jubel empfangen. Als sich aber der erste Hauch der Freude etwas gelegt hatte, wurde ich vom Vater und von Marie mit Fragen bestürmt, wie es gekommen sei, daß ich so bald meinen Abschied erhalten habe. Ich erzählte, daß ich meinen Abschied gefordert, aber nicht erhalten, mich deswegen etwas subordinationswidrig betragen, und hierauf ohne Erlaubniß mein Regiment verlassen hätte. Daher müsse ich auch bitten, meinen Aufenthalt möglichst zu verheimlichen.

Mir wurde nun ein Zimmer angewiesen, und ich hatte nun die schönste Aussicht, an der Seite meiner lieben guten Marie ein glücklicher Mensch zu werden. Allein meine Hoffnung hat mich schrecklich getäuscht! Auch habe ich nun einsehen lernen, daß ein Verbrecher nie glücklich sein kann!

Von meinem Glauben wurde anfänglich Nichts

erwähnt. Nach einiger Zeit entdeckte mir indeß Marie, die überhaupt nie für mich ein Geheimniß hatte, daß sie von ihrem Vater beauftragt sei, mich zur Annahme ihres Glaubens zu überreden. Das gute, tugendhafte Mädchen sagte mir aber auch zugleich, daß ich nicht gegen meine Ueberzeugung handeln solle, und daß sie mich ewig — ewig lieben werde, ich möge lutherisch, oder katholisch sein. Dafür drang jedoch ihr Vater, welcher vermuthlich meine Verlegenheit benutzen wollte, um so nachdrücklicher in mich ein, und erbot sich, mir Unterricht von einem katholischen Priester geben zu lassen. Ich überlegte die Sache, und fand, daß es unmöglich sündlich sein könne, wenn ich mich von der Wahrheit, oder Unwahrheit einer anderen Religion unterrichten lasse.

Schon drei Wochen hatte ich auf diese Weise Unterricht gehabt, aber noch immer konnte ich mich nicht überzeugen, daß die katholische Lehre die rechte, und meine, die lutherische, verdammlich sei. Daher gerieth ich in die größte Angst, und selbst das liebevolle Zureden meiner guten Marie konnte mich nicht beruhigen.

Eines Tages war ich mit Mariens Vater allein. Er lenkte das Gespräch auf Religionswahrheiten, und befragte mich, ob ich mich noch nicht von der Wahrheit ihrer heiligen Religion überzeugt hätte? Da ich ihm nun gestand, daß ich noch immer Zweifel fände, so erklärte er mir offen und frei: „es sei seine Vaterpflicht, für das Seelenheil seiner Tochter zu sorgen,

und er werde daher unter keiner Bedingung in eine Verbindung mit ihr willigen, wenn ich nicht ihren Glauben annähme.“

Durch diese Erklärung aufs äußerste beunruhigt, bat ich um fernere Frist, mich noch näher belehren zu lassen. Sie wurde mir gern zugestanden.

Den Abend theilte ich im Garten Marien diese Unterredung mit. Marie, die immer so gut gegen mich war, und mir so ganz ihr innigstes Zutrauen schenkte, bat mich, um unsers Erlösers willen, an den wir ja beide glaubten, meine Seligkeit nicht zu verscherzen; und, um sie zu besitzen, nicht gegen meine Ueberzeugung einen Glauben anzunehmen, den ich nicht für den rechten halte; wobei sie mir nochmals ewige Liebe und Treue versprach.

Es war sehr spät geworden, als wir uns trennten. Mit schwerem Herzen legte ich mich zu Bette, aber kein ordentlicher Schlaf wollte über mich kommen: denn, sobald ich nur etwas schlummerte, weckten mich wieder die quälendsten Träume. Ich kann nicht umhin, einen derselben mitzutheilen, weil ich darin einen Wink des Himmels wahrzunehmen glaubte, daß ich, sobald als möglich, meinen jetzigen Aufenthalt verlassen solle.

Ich mochte nämlich kaum eingeschlafen sein, als auf einmal meine Decke mir abgezogen wurde. Ich richtete mich auf, um die Ursache zu erforschen. Da erblickte ich meinen seligen Vater im Sterbekleide mit aufgehobener Hand vor mir stehen. Erschrocken griff

ich nach meiner Decke, und zog sie mir über den Kopf; aber sie wurde wieder weggehoben, und ich hörte jetzt laut und deutlich die bekannte Stimme meines Vaters, welche mir zurief: „Louis! Louis! Bedenke des Eides, den Du Gott und Deiner Tante am heiligen Altare geleistet, und rette Deine unsterbliche Seele!“

Im kalten Angstschweiß gebadet erwachte ich, und erinnerte mich des meiner Tante gegebenen Versprechens. Ich stand auf, kleidete mich an, und überdachte, was unter diesen Umständen zu thun sei. Mein ganzes Lebensglück stand auf dem Spiele. Welchen Weg sollte ich wählen? Auf der Einen Seite ein gutes, tugendhaftes Mädchen, und die sicherste Aussicht auf ein angenehmes sorgenfreies Leben; dagegen auf der andern, wenn ich nach meinem Vaterlande zurückkehren wollte, die Aussicht auf Schimpf und Schande, nebst schwerer Strafe!

Allein mein Traum hatte mir gezeigt, daß, um zu dem Besiz meiner Marie zu gelangen, meine Seligkeit bedroht stände. Dies ließ mich nicht länger schwanken, und so beschloß ich, sobald als möglich, mich heimlich zu entfernen.

Noch in derselben Nacht schrieb ich daher einen Brief an meine Marie, und theilte ihr die nächtliche Begebenheit mit, und meinen Entschluß, sie auf immer zu verlassen. Ans Ende meines Briefes setzte ich folgenden Vers:

Ewig, ewig werd' ich Dein gedenken,
 Bis des Erden-Lebens Faden reißt,
 Und wenn sie einst ins kühle Grab mich senken,
 Lebt für Dich mein fesselloser Geist!

Zwölftes Kapitel.

D. geht unter die englisch-deutsche Legion. — Diese geht nach Paris und von da über Brüssel, wo D. Marie nicht mehr findet, nach Deutschland. — Er kommt wieder nach seiner Heimat, erhält einen Paß als Bäckergefelle, und wandert nach Holstein. — Seine alte Kopfwunde läßt ihn die Hitze der Backstube nicht ertragen. — Er läßt sich in Hamburg für den englischen Dienst werben, und kommt nach England.

Aber wohin mich wenden? — Doch schon am selbigen Nachmittage ertönte Hörnerblasen. Es waren Truppen von der englisch-deutschen Legion. Sofort meldete ich mich bei dem kommandirenden Offizier mit der Bitte um Aufnahme, die mir auch gewährt wurde.

Den folgenden Tag ging es nach Halle zu, einer kleinen Stadt, vier bis fünf Stunden von Brüssel entfernt. Hier trafen wir mit den anderen Truppen zusammen, und marschirten dann wieder nach Paris zu. In einer der Vorstädte von Paris, Basse, tra-

fen wir unser Korps, bei dem ich dem ersten leichten Jägerbataillon zugetheilt wurde. Hier lagen wir nun lange Zeit, bis wir endlich ungefähr achtzehn Tage vor Weihnachten Ordre erhielten, nach Deutschland zurückzukehren.

Unsere Marschrouten ging über Brüssel. Mit klopfendem Herzen zog ich nach einer zehnwöchigen Abwesenheit in diesen Ort ein. Meine erste Sorge war, mich im Stillen nach dem Befinden meiner theuren Marie zu erkundigen. Zu meinem größten Schrecken erfuhr ich, daß ihr Vater Haus und Habe verkauft, und mit Marie zu ihrem Onkel nach Spanien abgereist sei.

Ich kann wol sagen, daß ich immer noch einen Funken von Hoffnung gehegt hatte, durch meine Entfernung den Vater zum Nachdenken zu bringen. Nun war alle meine Hoffnung gescheitert, und so zog ich fort von der ach! mir so lieben Stadt nach Deutschland zu.

Im Hannoverschen erhielten wir unser letztes Quartier in der Gegend von Nienburg. Hier wurde, da der Krieg beendigt war, die ganze Legion abgedankt, und auch ich erhielt meinen Abschied. Brodlos, als ein doppelter Verbrecher in meinem Vaterlande unsicher, wohin sollte ich mich wenden? — Nach reiflicher Ueberlegung entschloß ich mich, heimlich nach meiner Heimat zu gehen, um durch Vermittelung meiner Verwandten Papiere als Bäckergefell zu erhalten,

vermittelst deren ich dann im Auslande meine Profession fortzusetzen gedachte.

In der Heimat angelangt, ließ ich daher meine Tante zunächst nach einem verwandten Hause kommen. Hier begrüßte sie mich mit mütterlicher Zärtlichkeit. Zwar machte sie mir anfangs milde Vorwürfe wegen meiner Unbedachtsamkeit, wie sie es nannte: als ich ihr aber die Ursache meiner Entfernung von meinem Regimente und die Geschichte von Brüssel erzählte, weinte sie über mein unglückliches Schicksal. Gleich darauf kamen auch meine Kusine und die Braut des Hauptmanns Bluot hinzu. Bluot hatte seiner Braut fortwährend Briefe geschrieben, und darin meiner oft lobend erwähnt. In dieser Gesellschaft verlebte ich einen glücklichen Abend.

Nach einigen Tagen verschaffte meine gute Tante mir einen Paß als Bäckergefelle. Mit diesem ging ich ins Holsteinische, und bekam auch sofort Arbeit.

Ich hatte noch nicht lange in Arbeit gestanden, als von der Hitze des Backofens und der Backstube meine frühererhaltene Kopfwunden so heftig zu schmerzen anfangen, daß ich mich genöthigt sah, wieder auszuscheiden. Schon war ich im Begriff, nach Kopenhagen zu gehen, um in dänische Seedienste zu treten, als ich einen Brief von meiner Tante erhielt. Sie theilte mir mit, daß in Hannover Generalpardon für hannoversche Deserteure ausgeschrieben würde, weshalb ich mich melden möge. Diesem Rathe folgte ich auch gleich, indem ich mich, da mein Regiment selbst noch

in Frankreich geblieben war, bei einem Depot desselben in Lüneburg anmeldete. Nur auf Kriegsbauer verpflichtet, erhielt ich auf mein Bitten meine völlige Entlassung. So waren denn die Folgen Eines meiner Verbrechen von mir genommen!

Ich hätte nun wol im Lande bleiben können, aber was sollte ich anfangen? Nach meiner Heimat durfte ich meines ersten Verbrechens wegen nicht hin; meine Kopfwunden erlaubten es mir nicht, meine Profession fortzusetzen.

Um diese Zeit stand England mit Amerika im Krieg, und in Hamburg wurden Truppen für England geworben. Ich benutzte diese Gelegenheit, und trat in englische Dienste.

Von Hamburg mit einem starken Transport Rekruten nach Rixbüttel gelangt, wurden wir hier nach Helgoland eingeschifft, und sodann von dort, nachdem wir noch vorher von einem Doktor untersucht waren, weiter nach einer Hafenstadt in England, mit Namen Harwich.

Dreizehntes Kapitel.

D. kömmt nach Spanien. — Er bekömmet körperlicher Unfähigkeit wegen seinen Abschied. — Nachforschung nach Marie. — Mariens Schicksal. — D. erkrankt, und wird in ein Kloster aufgenommen. — Der Klostervorsteher Berallus. — Wiederhergestellt reist D. nach Frankreich. — Er rettet einem alten Herrn und einer jungen Dame das Leben.

Ich hatte mich für ein Husaren-Regiment anwerben lassen; allein in England wollte man davon Nichts wissen, und ich wurde unter das 5te Bataillon des sechszigsten Regimentes, welches auf Gibraltar in Garnison lag, gesteckt, und ungeachtet meines Weigerns dahin eingeschifft.

Bald überfiel mich aber in Folge der dortigen starken Hitze eine gefährliche Krankheit, weshalb ich ins Hospital gebracht wurde. Besonders litt ich an meinen alten Kopfwunden entsetzliche Schmerzen. Da aber auf dieser, an der äußersten Westspitze von Europa belegenen, Halbinsel die Hitze fortwährend sehr drückend ist, so erklärte der Doktor mich zum ferneren Dienste für unfähig, und ich bekam meinen Abschied. — Ein segelfertiges Schiff nach Deutschland lag nicht im Hafen, daher erhielt ich die Erlaubniß, die Reise zu Lande über Spanien und Frankreich machen zu dürfen. Mit etwas Reisegeld und einer Anweisung an

jeden englischen Konsul, der mir für jede zurückgelegte Stunde zwei Pence geben mußte, versehen, gingen wir über die Erdenge, wo Schanzen an Schanzen aufgeworfen waren, uns völlig unbekanntem Ländern entgegen!

Eine große Sehnsucht, vielleicht meine Marie wiederzufinden, war die Hauptursache meines Wunsches, über Spanien zurückzureisen. Ich stellte in allen großen Städten Erkundigungen nach ihr an, wich auch selbst ganze Tagereisen von meiner Route ab, und war schon in Saragossa, Salamanca, Pampelona und anderswo gewesen, als ich endlich in Talavera auf ihre Spur zu kommen glaubte. Ich erfuhr nämlich, daß hier eine Mariens Familie gleichnamige Familie aus Brüssel wohnhaft sei. Ich eilte nach deren Wohnung, ließ mich als einen Landsmann melden, und wurde vorgelassen. Vor mir stand ein ehrwürdiger Greis, Mariens Vater sehr ähnlich, so daß ich ihn für ihren Onkel hielt. Ich hatte mich nicht geirrt. Marie war auch wirklich bei ihm gewesen. Als ich mich aber sehr angelegentlich nach seinen Familienverhältnissen erkundigte, schöpfte er Argwohn, und fragte mich: warum ich Alles so genau wissen wolle? Ich antwortete: daß ich früher mit seinem Bruder sehr genau bekannt gewesen sei, und ich deshalb gern wissen möchte, wie es der Familie gehe. So erfuhr ich denn, daß Marie, nachdem ihr Vater sie zu einer ehelichen Verbindung, welche ihr sehr zuwider gewesen, hatte überreden wollen, diesen heimlich verlassen, und in ein ihm unbe-

kanntes Kloster gegangen sei. Der Vater selbst sei bald darauf vor Gram gestorben.

Nun waren alle meine Hoffnungen zerschmettert! Ich verließ bewusstlos das Haus, und den folgenden Tag die Stadt. — Am Nachmittage bemerkte ich ein Kloster, und da ich sehr ermüdet war, kam ich mit meinem Begleiter überein, hier einzukehren, um etwas auszuruhen. Wir wurden auch gastfrei aufgenommen; besonders kam mir das angebotene Nachtquartier sehr gelegen, denn ich fühlte alle meine Kräfte erschöpft. Am Abend überfiel mich ein heftiges Fieber. Ich fürchtete, am Ende in einem fremden Lande umkommen zu müssen; aber die göttliche Vorsehung hatte väterlich für mich gesorgt.

Man erinnert sich vielleicht, daß Spanien an Napoleon 1807 oder 1808 Hülfsstruppen gegeben hatte, und daß diese Truppen, nachdem sie erfahren, wie verrätherisch Napoleon an ihrem Vaterlande handele, sich in Stralsund und an andern Orten wieder einschifften, um nach England zu entkommen. Am Strande aber wurde eine starke Abtheilung derselben gefangen genommen. Diese kam durch meine Heimat, und wir erhielten von den Kriegsgefangenen einen Major ins Quartier. Es war ein lebhafter Mann, der auch etwas Deutsch sprechen konnte. Bei seinem Franzosenhaffe wurde er bald bei uns einheimisch, und da er zugleich ein Freund von Kindern war, so wurde auch ich, damals ein munterer Knabe von 11 bis

12 Jahren, bald mit ihm vertraut. Er blieb zehn Wochen bei uns. Nun wieder zu meiner Geschichte.

Als ich den folgenden Morgen in stummem Schmerz auf meinem Lager lag, kam ein mitleidiger Mönch, um sich nach unsrem Befinden zu erkundigen. Er fand mich sehr krank, und meldete dies dem Vorsteher des Klosters. Dieser besuchte mich sogleich, und ließ einen in der Arzneiwissenschaft erfahrenen Klosterbruder herbeirufen. Mein Zustand wurde schlimm befunden; man erklärte mir aber, daß ich bis zu meiner Genesung würde hier bleiben können. Dasselbe Anerbieten wurde meinem Begleiter gemacht, der es, wie ich, mit dem wärmsten Danke annahm. Darauf fragte mich der Vorsteher, woher ich sei. Ich nannte den Ort, worauf er sich rasch nach meiner Familie erkundigte. Ich erstaunte, in fremdem Lande einen Menschen zu treffen, der sich für meine Familie interessirte. Doch bald löste sich mein Staunen. Der Vorsteher war nämlich Niemand anders, als der ebenerwähnte spanische Major Berallus. Er bot jetzt Alles auf, um das Gute, was meine Familie ihm früher erwiesen hatte, mir wieder zu vergelten. So wurde ich denn hier aufs sorgfältigste gepflegt, bis ich nach Verlauf von vier Wochen so weit wieder hergestellt war, daß ich meine Reise fortsetzen konnte. Dankbaren Herzens nahm ich von meinem Wohlthäter, der mich auch noch mit vier spanischen Dublonen beschenkte, Abschied.

Wir setzten nun unsere Reise ununterbrochen fort, überstiegen die Pyrenäen, kamen bei der Grenzfestung

Bayonne auf französischen Grund und Boden, durchzogen das südliche Frankreich und näherten uns schon mit raschen Schritten dem Rheine, als wir, nur noch einige Stunden davon entfernt, bei einer gewissen Stadt, die ich aus Rücksicht und Schonung nicht nennen darf, durch einen unerwarteten Vorfall aufgehalten wurden. Auf einer schönen Kunststraße zu einer steilen Anhöhe hinangestiegen, hörten wir nämlich plötzlich einen Wagen hinter uns herrollen, der mit 2 Pferden, aber ohne Führer, auf uns zuslog. Vom Wagen riefen schreiende Stimmen um Hülfe. Ich sah die Noth, und meine Pflicht gebot mir zu helfen.

Als der Wagen in unsere Nähe gekommen war, sprang ich dem Einen Pferde rasch in den Zügel, riß es mit aller Kraft vom Wege ab, und suchte, da sich zur Seite Obstbäume befanden, es so zu lenken, daß beide Pferde auf verschiedene Seiten des Baumes zu stehen kämen. Dies gelang, die Pferde standen, am ganzen Leibe zitternd. Mein Begleiter eilte nun herzu, und hielt sie am Kopfe fest.

Ich war, da ich den Pferden in ihrem schnellen Laufe nicht zu folgen im Stande war, mich am Zügel festhaltend, eine Strecke fortgeschleift. Nun wollte ich mich vom Boden aufrichten, sank aber sogleich zurück, und fühlte, daß mir das linke Bein gebrochen war. Ein alter Herr und eine junge Dame stiegen eilends vom Wagen, und bedauerten mit inniger Theilnahme mein Unglück, indem sie sich zugleich als Urheber desselben anklagten.

Vierzehntes Kapitel.

D. wird auf einer Tragbahre nach dem Gute des alten Herrn gebracht. — Er erfährt die Schicksale des alten Herrn. — Dieser bittet ihn, für immer bei ihm zu bleiben. — D. nimmt es an; wird aber doch veranlaßt, sich auch von hier heimlich zu entfernen. — Er sieht seine Mutter wieder. — Kömmt bei einem Obersten kurze Zeit in Dienst, und geht dann nach Hamburg.

Der alte Herr ging mit meinem Begleiter in ein nahegelegenes Dorf, um sogleich Hülfe zu holen; während die junge Dame bei mir zurückblieb, und Alles aufbot, mich über meinen Unfall zu trösten. Sie erzählte mir, daß sie die Gemahlin des alten Herrn sei, und mit ihm in der Nähe auf einem Gute wohne, wohin sie von einer Besuchs-Reise hätten zurückkehren wollen. Bei einem Wirthshause hätten sie angehalten, und ehe noch der Fuhrmann habe wieder aufsteigen können, seien auf einmal die jungen Pferde flüchtig geworden. Sie erklärte, daß sie ohne unsere Hülfe gewiß verloren gewesen wäre; denn hundert Schritte weiter bog sich der Weg an einem steilen Abhange plötzlich um, unten aber floß ein schneller Strom.

Der alte Herr kam bald mit Hülfe zurück, ließ andere Pferde anspannen, und bestieg dann mit seiner Frau und meinem Begleiter den Wagen. Mich aber ließ er auf eine Tragbahre legen, und befahl den

Trägern, mich behutsam nach seinem Gute zu bringen. Er wollte vorausfahren, und ärztliche Hülfe besorgen.

Bei meiner Ankunft fand ich Alles eingerichtet. Die ärztliche Untersuchung bestätigte, daß mein Bein gebrochen war, und so blieb ich, während mein Begleiter nach einigen Tagen reichbeschenkt fortzog, allein auf meinem Schmerzenslager zurück. —

Die junge dankbare Frau bediente mich selbst als Krankenwärterin, und bot Alles auf, mir meine Lage so erträglich als möglich zu machen. Dabei erfuhr ich, daß ihr Mann, ein sehr bemittelter Kaufmann aus der nahen Stadt, schon zweimal verheiratet gewesen; daß er aber, da seine Kinder erster Ehe gestorben, sein Geschäft aufgegeben, und sie zu seiner dritten Frau genommen habe. Sie sei als eine arme vaterlose Waise von 16 Jahren zu dieser ungleichen Ehe von ihrer Mutter überredet worden.

Durch die Geschicklichkeit des Arztes wurde ich bald so weit wieder hergestellt, daß ich auf meinem Zimmer auf und abgehen konnte. Mein gütiger Wirth hatte mich während der Zeit um meine häuslichen Verhältnisse gefragt, und sich erboten, mich bei sich zu behalten, und mir, da er doch nur lachende Erben habe, auch ferner zu meinem Glücke behülflich zu sein. Ich willigte sehr gerne ein, und wäre gewiß noch ein glücklicher Mensch geworden, wenn ich nur auf dem Pfad der Tugend geblieben wäre!

Ich wurde nun als ein Glied der Familie betrachtet, und sehr liebevoll behandelt.

Der alte Herr war oft auf Reisen nach der nächsten Stadt; seine Frau begleitete ihn aber nie, weil sie zu sehr für ihr Leben besorgt war. Dies gab mir Gelegenheit, häufig mit ihr allein zu sein. Sie beklagte sich oft mit weinenden Augen über ihr unglückliches Schicksal, das sie nun beinahe acht Jahre in einer freudenlosen Ehe mit einem achtzigjährigen Greise erduldet habe. Ich suchte sie zu trösten, und ihr Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu machen; allein sie blieb stets traurig, und ich hatte Mitleid mit ihr. Als sie sich freundschaftlicher an mich schloß, entstand auch in mir ein der Liebe ähnliches Gefühl. Ich war damals ein feuriger Jüngling von zwei und zwanzig Jahren, sie ein junges vier und zwanzigjähriges hübsches Weib. Als wir daher eines Abends auf ihrem Zimmer allein waren, folgte ich, nicht mehr Herr meiner Leidenschaften, leider nicht dem Beispiele des egyptischen Joseph, sondern wurde zum Verräther meines Wohlthäters.

In dieser Verbindung lebten wir einige Zeit fort, unter dem gegenseitigen Versprechen, uns nach dem Tode ihres alten Gemahls zu ehelichen. Aber wie der Mensch selten beim ersten Verbrechen stehen bleibt, sondern gleich ein zweites folgen läßt, so schien es auch hier gehen zu wollen: denn eines Tages klagte sie mir, daß es ihr unmöglich sei, mit ihrem alten Peiniger, wie sie ihn nannte, noch länger zu leben. Ich hielt ihr Undankbarkeit vor; aber vergebens. Es schien ihr der Geduldfaden gerissen zu sein, und sie

erklärte, daß sie sich den alten Mann vom Halse schaffen wolle. Da ich sie aber mit allen meinen Kräften von solcher bösen That abschreckte, so schien sie doch auch wieder von ihrem Vorhaben zurückzukommen. Nun war aber der Rausch meiner Leidenschaft versflogen. Ich schauderte vor der Verbindung mit einer Person, die solche schreckliche Gedanken zu hegen vermochte, zurück; deshalb, und weil ich befürchtete, daß sie, wenn ich bliebe, dennoch ihren Vorsatz ohne mein Wissen ausführen könne, beschloß ich, mich, sobald als möglich, heimlich zu entfernen. Ehe ich aber dieses ins Werk richtete, schrieb ich an meinen Wohlthäter, und bat ihn wegen meiner Entfernung um Vergebung, indem mir mein unglückliches Schicksal nicht erlaube, seine Güte länger in Anspruch zu nehmen. Der Frau erklärte ich in einem nachdrücklichen Brief, daß es gegen meine Gefühle wäre, den Umgang mit ihr fortzusetzen, und ermahnte ich sie, von ihrem Vorhaben abzustehen. Sollte sich aber demungeachtet Etwas ereignen, so hätte ich Maßregeln getroffen, es sogleich zu erfahren, und würde dann als ihr Ankläger auftreten. Uebrigens möge sie nie an eine Verbindung mit mir denken, es sei unter welchen Umständen es wolle.

Ich verließ nun das Haus meines Wohlthäters, gegen den ich mich so undankbar bewiesen hatte. Auch hier hatte ich mein Glück durch eigene Schuld verscherzt! Ich muß noch gestehen, daß ich hier nicht ehrlich genug war, und die vielen Geschenke, die ich

vom alten Herrn und seiner Frau erhalten hatte, nicht zurückließ. Ich suchte mich durch die Vorstellung zu beruhigen, daß ich ohne dieselben, von allen Mitteln entblößt, in die größte Noth kommen würde. Ich nahm nun meinen Weg nach meiner alten Heimat.

Meine alte Mutter hatte seit mehreren Jahren Nichts von mir erfahren, und mich schon lange für todt gehalten. Sie war hoch erfreut, als sie mich wieder sah.

Bald nachher trat ich durch ihre Vermittelung in die Dienste des vormaligen Obersten †, welcher in dem Wohnorte meiner Mutter auf seinem Gute wohnte. Er war unverheiratet, und hatte eine ehemalige Unteroffiziers-Frau zur Konkubine. Diese behandelte die Dienerschaft so roh, daß ich gleich darauf den Dienst verließ.

Ich nahm nun meinen Weg nach Hamburg.

Fünfzehntes Kapitel.

D. tritt mit einem Blutegeßhändler in Verbindung. — Er verläßt Hamburg, um nach seiner Heimat zu gehen. — Unterwegs läßt er sich zum Spielen verleiten. — Die traurigen Folgen hiervon werden geschildert. — D. wird an das Kriminalgericht zu Harburg abgeliefert.

In Hamburg traf ich unerwartet mit einem ehemaligen Compagnie-Kameraden zusammen. Dieser fragte

mich nach meiner Beschäftigung; ich antwortete ihm, daß ich ohne Beschäftigung sei. Mein Kamerad versprach, dafür zu sorgen, und machte mich mit einem Blutegele-Händler bekannt. Mit diesem fuhr ich, da ich in der Lenkung der Pferde bewandert war, unter sehr angenehmliehen Bedingungen nach Polen. Wir kauften in der Gegend von Meserik, Posen und Bromberg, später auch bei Kalisch eine ansehnliche Quantität Egel auf, und fuhren nach Hamburg zurück, sie dort an Verkäufer, welche sie nach Amerika schicken, abzugeben. Vom Erlös des Verkaufs erhielt ich einen nicht unbedeutenden Theil.

Ich beschloß, dieses Geld in dem theuer zu zehrenden Hamburg zu sparen, und es meiner Mutter zur Aufbewahrung zu bringen, um später mit bedeutenderen Geldmitteln eine Reise nach Rußland anzutreten.

So verließ ich Hamburg, und, nachdem ich meine Tante besucht hatte, setzte ich meine Reise nach Hannover fort.

Es war im Monat November, als das schlechte Wetter mich schon am Nachmittage in einem Wirthshause einzukehren nöthigte. Hier waren schon mehrere Gäste. Man setzte sich an den Spieltisch, und auch ich wurde zu einem Solospiel aufgefordert. Da das Spiel nur um eine Kleinigkeit gehen sollte, gab ich nach. Im Anfange war mir das Glück günstig. Meine Mitspieler schienen dadurch hitzig gemacht, und so wurde der Spielsatz auf ihren Vorschlag um das Doppelte

erhöht. Mein Glück währte fort. Hierdurch sicher gemacht, willigte ich abermals in eine Erhöhung des Spielfazes. Aber hier war es, wohin ich kommen sollte! Ich verlor plötzlich Schlag auf Schlag, und, als die Mitternacht kam, hatte ich Alles verloren! Selbst meine schöne Uhr, die ich zum Andenken von Bluoet erhalten hatte, war dahin! Ich hatte nun Nichts mehr, als einen halben Thaler; deshalb hörten wir auf zu spielen.

Es wurde nun für sämtliche Gäste ein gemeinsames Lager in der Stube bereitet. Wir legten uns nieder; aber der Gedanke an mein grausames Schicksal ließ mich nicht schlafen. Es stiegen die schrecklichsten Gedanken in meinem Kopfe auf.

Zwei Schweinehändler, Vater und Sohn, schliefen nahe bei mir auf Einem Lager. Ich hatte bemerkt, wie der Vater beim Niederlegen seine Geldkase, um bequem ruhen zu können, abgeschnallt, und neben sich hingelegt hatte. Jetzt fiel mir der unselige Gedanke ein, dieselbe zu rauben, um so wieder zu dem Besitze meines Geldes zu kommen. Mein guter Genius verließ mich nun auf immer, und floh weinend nach seiner himmlischen Heimat, um mich meinem unglücklichen Zustande zu überlassen!

Mit zitternder Hand erfaßte ich die Geldkase, stand auf, und suchte meinen Hut, in dem meine Papiere waren, und den ich an einen Haken gehängt hatte. Da aber ein begangenes Verbrechen immer mit der größten Angst verbunden ist, und sich diese auch bei

mir in einem hohen Grade äußerte, ergriff ich einen unrechtlichen, und floh in der dunklen Nacht zum Hause hinaus. Ich eilte unaufhaltsam meiner Heimat zu. — Bei Tages-Anbruch wurde ich zu meinem größten Schrecken meinen Irrthum gewahr. Mich überfiel eine unbeschreibliche Angst. Sogleich kehrte ich um, selbst nicht wissend, was ich unter diesen Umständen thun sollte. Nach meiner Heimat konnte ich mich nicht begeben, indem ich, durch meine Papiere verrathen, sicher mit Steckbriefen verfolgt werden würde. Ich beschloß, nach Hamburg zurückzukehren. Von unbeschreiblicher Angst getrieben, ging ich Tag und Nacht vorwärts, bis ich Hamburg erreichte. Aber auch hier ließ mir das Gefühl meiner Unsicherheit weder Ruhe noch Rast. Um meiner Angst entledigt zu werden, fing ich an Häuser zu besuchen, die ich früher verabscheut hatte.

Eines Morgens nach einer schlaflosen Nacht ging ich, um zu frühstücken, nach einem Wirthshause. Hier fand ich in der Hamburger Zeitung von mir eine ganz genaue Beschreibung, nebst der Anzeige meines begangenen Verbrechens, und der Aufforderung, wo man mich träfe, mich zu arretiren, und an das Kriminalgericht Harburg abzuliefern. An meine Sicherheit in Deutschland war nun nicht mehr zu denken; ich beschloß daher, mit einem Piquetbote nach London überzuschiffen, um dort auf eine, oder die andere Art, mein Unterkommen zu suchen. Ich begab mich nach dem Baumhause, um mich nach der Zeit der Ueberfahrt

zu erkundigen. Durch meine Fragen hatte ich aber einen Mann aufmerksam gemacht, der mich mit Argus-Augen zu beobachten schien. Wer ein böses Gewissen im Busen trägt, wird bei der kleinsten Veranlassung ängstlich; ich suchte mich daher dem Blicke dieses Mannes durch eilige Entfernung zu entziehen. Er folgte mir aber auf dem Fuße nach, und nachdem er mich erreicht hatte, fragte er mich: wie ich heiße, wo ich her sei, und was für Geschäfte ich in Hamburg habe. Ich wollte nun wissen, ob er solches zu fragen berechtigt sei. Er öffnete seinen Rock, und ich erkannte an dem Schilde, das er trug, einen Hamburger Polizeidiener. Ich mußte ihm nach dem Stadthause folgen. Man legte mir hier die früheren Fragen wieder vor, und ich wurde, da ich ohne Legitimation war, arretirt. Den nächsten Morgen wurde ich mit dem gegen mich erlassenen Steckbrief verglichen, und, da derselbe genau mit meiner Person übereintraf, an das Kriminalgericht zu Harburg abgeliefert.

Sechszehntes Kapitel.

D. sitzt in Harburg seine Strafzeit ab. — Er will nach Brasilien gehen. — Was ihn daran verhindert, und wie er ins Oldenburgische kömmt. — Er wird in Ganderkesee arretirt. — Er entweicht von hier, wird aber wieder eingefangen, und nach Verne, von dort aber nach Delmenhorst gebracht. — Auch hier weiß er seiner Haft zu entkommen, und geht nach Elsfleth, und von dort nach Jever. — Hier weiß er sich gleichfalls seine Freiheit zu verschaffen.

Da damals meine moralischen Grundsätze noch nicht ganz verdorben waren, und ich noch den schönen Glauben hatte, daß man vor einer von Gott eingesetzten Obrigkeit die Wahrheit reden müsse; so gestand ich auf Befragen mein erstes und zweites Verbrechen. Da das erste ein Hausdiebstahl mit Entwendung, und das zweite die Entwendung einer bedeutenden Summe Geldes war, so wurde ich zu einer vierjährigen Strafe verurtheilt. Ich hatte Nichts gegen die Rechtmäßigkeit dieser Strafe einzuwenden, und trat dieselbe sogleich an. —

Nach Ablauf meiner Strafzeit war ich nicht besser, sondern schlimmer geworden. Ich hatte durch meine fortgesetzten schlechten Streiche meinen Onkel noch mehr gegen mich aufgebracht, und konnte nicht mehr hoffen, daß er mir vergeben werde. — In meinem Vaterlande konnte ich wegen meiner schlechten

Streiche nicht bleiben. Ich beschloß nach Brasilien zu gehen.

Durch die Verwendung meiner Tante, die trotz aller meiner Schlechtigkeit doch noch immer mütterlich gut gegen mich war, erhielt ich einen Paß, und ging nach Hamburg, wo ein Major Schäfer, der in portugiesischen Diensten stand, das Werbungsgeschäft sowol für das Militair, als für das Zivilsfach, betrieb. Ich wurde gleich von ihm angenommen, und es meiner Willkür überlassen, bei der Landung meinen Stand selbst zu wählen.

Da das Schiff noch auf mehr Passagiere wartete, so verweilten wir noch einige Zeit in Hamburg.

Geschäftslos ging ich hier eines Tages am Ufer der Elbe spazieren, und nahm Abschied von der Gegend, wo ich eine so glückliche Kindheit verlebt hatte: als ein Mann zu mir trat, den ich in Harburg wegen meiner Untersuchung kennen gelernt hatte. Ich theilte ihm meine Absicht, nach Brasilien zu gehen, mit. Er ersuchte mich, doch mit ihm nach einem Wirthshause zu gehen, um dort eine Flasche Wein zu trinken. Hier angekommen sagte er, daß er gegen meinen Entschluß Nichts einzuwenden habe; aber, ob ich denn auch hinreichend mit Geldmitteln versehen sei? Ich verneinte dies, und theilte ihm meine Abrede mit dem Major Schäfer mit. Er unterließ aber nicht, mich auf die Gefahren, die mich in einer unbekanntem Gegend erwarten könnten, aufmerksam zu machen. Ich erwiderte, diese Reise sei mein letzter Ausweg. Er entgeg-

nete, ob er auf meine Verschwiegenheit rechnen könne? und als ich dies bejahte, fuhr er fort: ich weiß Rath, denn in einem unbewohnten Hause in Harburg befinden sich 5000 Thaler, und wenn Du einwilligen willst, so können wir dieselben mittelst einer Leiter, die ich schon in Bereitschaft habe, holen.

Durch diese anlockenden Vorstellungen waren meine früheren guten Grundsätze verschwunden, und ich willigte in dies Verbrechen ein. — Da dieser Mann in Harburg wohnte, so beschied er mich auf den folgenden Abend in seine Wohnung.

Ich hatte nun mein Versprechen gegeben; obgleich ich noch immer zwischen Furcht und Hoffnung schwebte: doch der Gedanke an eine armselige Lage in fremdem Lande ließ mich bei meinem Entschlusse beharren.

Den folgenden Tag fuhr ich nach Harburg, und ging beim Dunkelwerden zu der Wohnung meines Genossen, der schon Alles in Bereitschaft hatte. Um Mitternacht gingen wir, mit einer langen Leiter und einem Brecheisen versehen, nach dem Garten des Hauses, um durch denselben zum Fenster des Hauses zu gelangen. Wir erbrachen die Gartenthür, und setzten so geräuschlos wie möglich die Leiter an das Fenster. Mein Begleiter war schon im Begriff hinaufzusteigen, und ich wollte ihm folgen; als in dem zunächst liegenden Hause ein Fenster aufgerissen wurde, und eine donnernde Stimme rief: „Spizbuben steht, oder ich schieß Euch nieder!“ Um ganzen Leibe zitternd, sprang ich um eine Ecke des Hauses, um so dem Schuß zu ent-

gehen; suchte dort den hohen Thorweg zu erklimmen, und lief dann die Straße entlang. Wie ich bald darauf einen Schuß fallen hörte, eilte ich zurück, um zu sehen, ob mein Genosse auch getroffen sei. Indem ich mich aber dem Hofraume näherte, sprangen mir zwei Männer, mit dem Rufe: „haben wir Dich Spitzbube?!“ entgegen, und faßten mich gewaltsam bei der Brust. Ich wehrte mich aus allen Kräften, schlug dem Einen mit geballter Faust ins Gesicht, so daß er zurücktaumelte, machte eine schnelle Bewegung rückwärts, und riß mich so von dem Andern, der mich noch immer sehr fest hielt, los; aber — mit dem Verlust der vordern Seite meines Kleidrockes.

Nun eilte ich nach der Wohnung meines Genossen. Er war schon zu Hause, und wir überlegten, was nun zu thun sei.

In dem zurückgelassenen Theile meines Rockes hatte ich meine Papiere gehabt, und war nun dem traurigsten Schicksale Preis gegeben. Mein Genosse gab mir auf meine Bitten einen andern Rock, und nun eilte ich, ohne Abschied von ihm zu nehmen, planlos in die weite Welt.

Bremen lag schon hinter mir, und ich gedachte durch das Oldenburgische nach Holland zu reisen. In der Gegend von Delmenhorst gesellte sich ein Mann zu mir, in dem ich bald einen meiner früheren Compagniekameraden erkannte. Er bat mich mit in das Dorf Ulmsloh, nach seinem Hause zu gehen. Ich nahm dieses an.

Nachdem ich ihm im Laufe des Tages etwas von meinen Verhältnissen mitgetheilt hatte, bat ich ihn um Besorgung eines Passes. Er erklärte, ich müsse den Namen seines Schwagers aus Tever annehmen, dann wolle er am andern Tage mit mir nach dem Amte gehen; dort hoffe er einen Paß zu erhalten.

Den folgenden Tag gingen wir nach Ganderkesee, wo damals noch das Amt war, und meldeten dem Herrn Amtmann Bulling unser Anliegen. Dieser erklärte aber, daß er von Oldenburg Befehl erhalten habe, jeden Angehörigen dieser Familie, der sich bei ihm aufhielte, zu arretiren, und nach Oldenburg abzuschieken. Jetzt wurde dem Schließer geklingelt, und ich mußte bis auf weiteren Befehl in's Gefängniß gebracht werden.

Mein erstes Geschäft war hier, mich nach der Stärke und Schwäche des Gefängnisses umzusehen. Ich stieg auf einen Stuhl, und fand, daß die Bretter des Bodens sehr nagellos waren. Ich strengte nun alle meine Kräfte an; es glückte mir, sie los zu machen; ich stieg den Boden hinauf, und erreichte von dort leicht die Hausthüre. — In Einer Stunde war ich schon wieder zu meiner Freiheit gelangt.

Ich lief sofort nach Almsloh, wo ich meinen Freund bekümmert über meine Arretirung antraf. Als ich erklärte, wie ich frei geworden, sah er auch ein, daß ich mich schnell von dannen machen müsse. Ich sollte mich nach seinem Bruder, der in der Nähe von Elsflath wohnte, begeben.

Wie ich aber am andern Tage durch das Stedingerland kam, und ich Hunger und Durst verspürte, die ich, weil ich meine kleine Baarschaft in Ganderkesee zurückgelassen hatte, nicht befriedigen konnte; wurde ich abermals ein Verbrecher.

Ich kam nämlich bei einer Bleiche, wo Leinwand gebleicht wurde, vorbei. Hier sprang ich über einen Graben, und zog ein Stück davon auf, in der Absicht, es in der nächsten Stadt zu verkaufen. Ich eilte nun mit meinem Raube dem Deiche zu; aber, nach kaum einer halben Stunde, vernahm ich Nachsah hinter mir. Nun verließ ich den Deich, schlug einen Nebenweg ein, und verbarg mich in den zur Seite stehenden hohen Früchten.

Aber ich war bemerkt worden. Man zog mich als einen Dieb hervor, und brachte mich zum Amte Berne. — Nach meinem ersten Verhöre wurde ich unter strenger Bewachung und gebunden nach dem Landgerichte Delmenhorst transportirt. Ich gestand bei der ersten Vernehmung mein Verbrechen, verschwieg aber meinen rechten Namen, und gab vor, im Preussischen geboren zu sein. Der Richter glaubte meiner Lüge; denn schon war die Stunde festgesetzt, wo ich mein Urtheil erhalten sollte. Wie ich aber in die Gerichtsstube trat, bemerkte ich, daß mich der Landvogt von Grote sehr starr ansah. Dann flüsterte er dem neben ihm sitzenden Richter Etwas ins Ohr. Dieser klingelte sogleich nach dem Schließer. Ich mußte nun

mit demselben bis auf weiteren Befehl im Vorzimmer warten.

Nach einer Viertelstunde wurde ich wieder gerufen, und befragt: ob ich wol in Harburg Bescheid wüßte. Da ich dies verneinte, so nannte mich der Herr Baron von Grote bei meinem rechten Namen, und erklärte, daß ich von Harburg aus mit Steckbriefen verfolgt würde. Er ermahnte mich zur Wahrheit, allein ich blieb bei meiner ersten Aussage.

Ich wurde nun wieder in sichern Gewahrsam gebracht, und sah wol ein, daß meine Freiheit unrettbar verloren sei; daher dachte ich auf Mittel, sie mir selbst zu verschaffen. Da ich von Jugend auf gewohnt war, meinen Vorsatz immer gleich zur Ausführung zu bringen; so setzte ich ihn auch den folgenden Tag schon durch. Dies geschah auf folgende Weise.

Aus dem dortigen Gefangenhause werden die Gefangenen alle Nachmittage eine Stunde auf den mit hohen Mauern versehenen Hofplatz gelassen, um die freie Luft zu genießen. Weil ich mich nun in der ersten Zelle oben im Hause befand, so schloß zu diesem Zwecke am andern Tage der Gefangenwärter meine Zelle zuerst auf. Während er nun den anderen Gefangenen aufschloß, eilte ich inzwischen die Treppe hinunter, erstieg schnell das am Hause befindliche Fenster, faßte hier festen Fuß, nahm einen Anfsatz, erreichte die Mauer, und sprang hinab. Dann ging ich über die Straße nahe an Delmenhorst, ließ diese links liegen, durchschwamm einen kleinen Fluß und gelangte zu ei-

nem naheliegenden Gehölz. Hier trocknete ich meine Kleider, und erwartete den kommenden Abend. Beim Dunkelwerden ging ich durch das Stedingerland, fand an der Hunte einen Kahn, mit dem ich den Fluß durchschiffte, und gelangte glücklich zu dem Bruder meines Freundes.

Dieser erklärte mir, daß er schon von seinem Bruder unterrichtet sei, aber mir unmöglich helfen könne; ich solle aber nach Tever zu seinem Schwager, an den sein Bruder auch schon geschrieben hätte, gehen. Er gab mir einige Groten Reisegeld, mit diesen kam ich, da man auch in Delmenhorst die Unvorsichtigkeit gehabt hatte, mir meine Kleider zu lassen, ohne angefochten zu werden, nach Tever.

Der Schwager war sehr bereitwillig, mir zu helfen, und mir einen Paß unter fremdem Namen zu verschaffen. Aber Reisegeld konnte er mir nicht geben; ich mußte also auf Mittel sinnen, mir dies zu verschaffen.

Da ich schon im Bösen eingeübt war, und mir kein Gewissen daraus machte, auch auf eine ungerechte Art meinen Zweck zu erreichen; ging ich in einem nahe bei Tever liegenden Dorfe auf ein einzelnstehendes Haus, und machte, da dasselbe verschlossen war, das nicht sehr befestigte Schloß auf. Im Hause nahm ich aus einem offenstehenden Schrank vier bis fünf Thaler heraus; da dieses aber für mich nicht hinreichend war, so nahm ich noch etwas Leinenzeug mit, welches ich in Tever zu verkaufen dachte. Da ich dies

aber durch eine Mittelsperson wollte geschehen lassen, so versteckte ich meinen Raub in einem nahe bei Tever liegenden Gehölze.

Ich hatte die frohe Hoffnung, den folgenden Tag meinen Paß zu erhalten; allein der gerechte himmlische Vater, der nichts Böses ungestraft läßt, wollte meinem verbrecherischen Vorhaben ein Ziel setzen!

Ich ging nämlich mit der Mittelsperson während der Dunkelheit des Abends nach dem Orte, wo ich die Sachen verborgen hatte. Schon hatte ich sie ihr übergeben, als mehrere Männer aus dem Gebüsche sprangen, und uns Halt! zuriefen. Da ich damals noch etwas menschliches Gefühl besaß, so rief ich meiner Genossin zu, sich schnell zu entfernen. Ich stand still, um die Frau, die am Raube ganz unschuldig war, sicher entkommen zu lassen. Dann rief ich den sich mir nahenden Männern zu, was sie wollten? und was sie für ein Recht hätten, mich auf öffentlicher Straße so anzuhalten. Statt aller Antwort wurde ich an der Brust gepackt, und erhielt einen Schlag ins Gesicht. Hierdurch aufgebracht, setzte ich mich zur Wehr. Sie riefen Hülfe, und auf ihr Geschrei kamen zwei Landdragoner mit gezogenem Degen herbeigesprungen. Nun konnte ich mich nicht mehr vertheidigen; ich ließ mich arretiren, und nach Tever bringen.

Hier wurde ich am andern Tage sogleich als der von Delmenhorst und Harburg mit Steckbriefen verfolgte Verbrecher erkannt, und dem Gefangenwärter anbefohlen, ein genaues Augenmerk auf mich zu richten.

Ich hätte mein Schicksal nun überdenken sollen, und mich zu Gott bekehren müssen, so hätte ich wenigstens Ruhe für meine Seele gefunden: allein der schlechte Umgang im Gefangenhause verhinderte dies gänzlich, und ich wurde dadurch in meinem Vorsatze, Nichts von meinen Verbrechen zu gestehen, gestärkt, und läugnete in meinem Verhöre Alles hartnäckig.

Alle Tage und Nächte dachte ich auf Mittel, mir meine Freiheit wieder zu verschaffen. Auf dieselbe Weise, wie aus Delmenhorst, konnte ich von hier nicht entweichen, ich mußte einen andern Weg versuchen.

Früher hatte hier ein Mann, Namens B....., die eisernen Stangen an einem Fenster durchgesägt, diese waren noch nicht wieder gemacht. Auch waren meine beiden Nebenzellen rechts und links, wie ich beim Hinausgehen auf den Hof bemerkte, nicht verschlossen. Hierauf baute ich meinen Plan zur Flucht. Den andern Tag nahm ich einen Splitter Holz vom Hofe mit, der mir zum Werkzeug dienen sollte. Da nämlich je zwei Zellen von einem Kamine geheizt wurden, und die Zwischenwand unter dem Ofen von Lehmsteinen erbaut war, so machte ich hier eine Deffnung hinein, und feuchtete diese Stelle unaufhörlich an. Wie sie etwas weich geworden war, erweiterte ich die Deffnung unter beharrlicher Anstrengung. Zur Zeit des Visitirens beklebte ich sie mit einem Papier, welches ich aus einem Buche genommen hatte. Nach einer beharrlichen Arbeit von vier Tagen und Nächten hatte ich die Deffnung soweit gemacht, daß ich hindurch

konnte. Ich befand mich bald in der angrenzenden Zelle, ging durch die Thüre auf den Gang, und erreichte von hier die Zelle, wo die Fenster noch nicht vergittert waren. Hier trennte ich meine Decke, die ich mitgebracht hatte, in der Mitte von einander, band das Eine Ende um einige Fensterstäbe, das andere um den Leib, und so suchte ich aus dem hölzernen Kasten, der sich vor dem Fenster befand, zu entkommen. Ich kam mit den Füßen auf das Dach eines Nebengebäudes zu stehen, erstieg die Höhe desselben, und erreichte, als die Schloßuhr Zwölfe schlug, auf der andern Seite des Daches den Erdboden.

Siebenzehntes Kapitel.

D. weiß durch eine List zwei Dragoner zu täuschen. — Er wird in Almsloh von zwei oldenburgischen Dragonern gefangen. — Eindruck der Vollziehung einer Prügelstrafe auf öffentlichem Markte. — D. wird nach Harburg gebracht. — Das Benehmen eines ungerechten Richters kann ihm kein Geständniß abpressen. — Er erhält einen andern Richter, und bekennt. — Sein Urtheil.

Nun nahm ich mit schnellen Schritten, um vielleicht noch vor Tagesanbruch durch Barel zu kommen, meinen Weg durch die Vorstadt. Ich war so eben

einem Wirthshause vorbeigegangen, als ich auf einmal zwei Dragoner erblickte. Auch sie hatten mich gesehen, und so war an ein Zurückgehen nicht zu denken. Ich war in meiner Arrestantenkleidung, ohne Kopfbedeckung in bloßen Füßen. Um der Gefahr zu entgehen, ersann ich schnell eine List.

Es hatte nämlich ein seiner Sinne nicht mächtiger, unglücklicher Junge, welcher aus Schortens war, und immer umherlief, bei mir im Gefangenhause gesessen. Nun suchte ich schnell dessen Person vorzustellen. Ich lief auf die andere Seite des Weges, und rief mit weinerlicher Stimme: „Ach, Herr Offizier, laß he mich doch gahn!“ Diese List gelang mir vollkommen. Der eine Dragoner that, als ob er mir nachkomme; aber sein College sagte, indem ich unaufhörlich schrie: „laß ihn doch zufrieden, es ist ja der unglückliche Junge aus Schortens.“

Von meinem bösen Gewissen getrieben, eilte ich unaufhaltsam fort, und erreichte mit Tagesanbruch Barel. Ich ging schnell hindurch, blieb einige Zeit in einem naheliegenden Gehölz, und verkroch mich, da es völlig Tag geworden war, auf einer nahen Wiese in einem hohen Haufen Heu. Am Abend setzte ich, vom Hunger geplagt, meinen Weg fort, bis ich endlich bei Tagesanbruch die Wohnung des Bruders meines Freundes erreichte. Ich bat flehentlich, mir meine Gefangenkleidung gegen andere umzutauschen, was er auch gern that. Ich war froh, mich wieder am Tage sehen lassen zu können.

Mein Plan war nun, ins Hannoversche zurückzu-
kehren, um bei meinen Verwandten Hülfe zu suchen.
Ich wurde nun von meinem Gastfreunde bis Hunte-
brück begleitet; und nachdem er mir noch einige Gro-
ten Reisegeld gegeben hatte, schieden wir von einander.
Raschen Schrittes ging ich nun durch das Stedinger-
land, und traf spät am Abend in Umsloh bei meinem
Freunde glücklich ein. Eine Schaale Kaffee erquickte
mich nach einem angestregten Marsche, und schon
war ich im Begriff, zu Bette zu gehen, als plötzlich
an die Thür geklopft wurde. Es waren Landdragoner
da, welche Einlaß begehrten. Ich sprang schnell in
den Kuhstall, und suchte, nachdem die Dragoner ein-
getreten waren, durch eine kleine leisgeöffnete Thür zu
entfliehen. Aber die vorsichtigen Dragoner hatten eine
Bewachung von Bauern mitgebracht. Ich wurde schnell
eingeholt, und gefesselt nach Ganderkesee geführt. Den
folgenden Tag brachte man mich unter sicherer Be-
deckung nach Tever.

Durch mein anhaltendes Mißgeschick war ich nur
noch verstockter geworden; und da ich immer hart-
näckig beim Lügneren blieb, so wurde ich nach Olden-
burg transportirt, dort mein Urtheil zu empfangen. Ich
erhielt es schon am folgenden Tage. Es bestand in
fünfzig Ruthenstreichen. Da ich die Milde des Ur-
theils einsah, schlug ich die mir angebotene Appellation
an ein höheres Gericht aus; und bat nur, die mir in
zwei Abtheilungen zuge dachte Strafe, mit Einem Male
zur Ausführung zu bringen. Ich wurde vom Doktor

untersucht, und es wurde mir bewilligt. — Als die Strafe am folgenden Tage nicht vollzogen wurde, fragte ich den Gefangenwärter um die Ursache. Nun erfuhr ich, daß dies erst am Sonnabend auf öffentlichem Marktplatz geschehen sollte. Ich wußte nicht, ob mir dieses nicht vorgelesen, oder ob ich es nicht gehört, oder ob mein Urtheil geändert war; kurz, meine bisherige Standhaftigkeit war dahin! Das fürchterliche Gefühl, öffentlich der Schande Preis gegeben zu sein, brachte mich fast zur Verzweiflung, und wenn mich nicht das kleine Fünkchen religiösen Gefühls noch besetzt hätte, so würde ich durch eine noch schrecklichere That das Siegel auf meine vorherbegangenen gedrückt haben!

Mein Urtheil wurde nun an dem bestimmten Tage vollzogen. Da mein innerer Schmerz den äußern übertraf, so litt ich meine Strafe schweigend mit Geduld.

Einige Tage darauf wurde ich nach Harbstedt gebracht, und von da weiter nach Harburg transportirt.

Ich glaubte nun den Becher der Schande bis auf den letzten Tropfen geleert zu haben, allein ich hatte mich sehr geirrt. Ich ging einem noch weit schrecklicheren Schicksale entgegen: denn bisher hatte ich an Dertern meine Schande bestanden, wo ich unbekannt war; aber jetzt kam ich nach dem Orte, wo ich früher, ehe ich ein Verbrecher geworden war, geachtet, geliebt, und freundlich behandelt worden war!

In Harburg wurde ich sogleich ins Verhör geführt. Aber durch mein Mißgeschick und die erlittene

Schande nur schlimmer und verstockter gemacht, läugnete ich Alles, und behauptete stets meine Unschuld. Mein Untersuchungsrichter, auf das Aeußerste gebracht, suchte mich durch eine gesetzwidrige Art zum Bekennen zu zwingen. Ich litt drei Tage nacheinander dreißig Ruthenhiebe; aber auch dies konnte meinen Starrsinn nicht brechen. Nun wurde ich an Händen und Füßen krumm zusammengeschlossen, und mir die gewöhnliche Gefangenkost, die ohnehin im Hannoverschen nur schwach ist, entzogen. Ich wurde nicht rasirt, erhielt keine reine Wäsche, konnte mich weder waschen, noch kämmen. Dies Alles erduldeten ich neun Wochen und drei Tage. Um meinen bellenden Magen zu befriedigen, habe ich einige Male Stroh gegessen! Und doch hatte ich mir vorgenommen, lieber zu sterben, als einem ungerechten Richter die Wahrheit zu sagen.

An einem Nachmittage wurde ich unverhofft meiner Fesseln entledigt, wurde rasirt, bekam reine Wäsche, und erhielt hinreichend zu essen. Ich wußte nicht, was dies bedeuten sollte. Den folgenden Morgen wurde mein Gefängniß geöffnet, und in Begleitung mehrerer Gerichtsherrn erschien der Landdrost von der Decken. Er fragte mich nach meiner Behandlung im Gefängnisse. Nachdem ich ihm meine Aussage vorgetragen hatte, schüttelte er den Kopf, und verließ die Zelle. Den Nachmittag wurde ich auf die Verhörstube gebracht, wo der Herr von der Decken wieder gegenwärtig war. Ich mußte meine frühere Aussage wiederholen, und dieselbe wurde zu Protokoll genommen. Ich bat

ihn sehr um einen andern Untersuchungsrichter, und er versprach mir, Sorge dafür zu tragen.

Kurz darauf erhielt ich den Herrn Amtmann Winike von dem benachbarten Amte Wilhelmsburg zu meinem Richter. Dieser wußte mich durch seine ernstern, aber auch gütigen religiösen Anreden und Ermahnungen zu erweichen, so daß ich ihm mein ganzes Verbrechen eingestand. Ich wurde nun zu einer zehnjährigen Festungsstrafe nach Stade verurtheilt.

Achtzehntes Kapitel.

D. entweicht aus dem Haftthause in Buxtehude. — Wie sein Plan, nach Holland zu gehen, aufs neue scheitert. — Er wird nach Harburg zurückgebracht. — Sodann kömmt er nach Lüneburg. — Trauriges Schicksal seines Rittmeisters. — Neuer Entweichungsversuch. — Seine Tante besucht ihn im Gefängnisse. — Er sieht seinen Freund W. wieder.

Eine so harte Strafe hatte ich nicht erwartet; deshalb ließ ich meine Sache an ein höheres Gericht kommen, und sann nun wieder auf Flucht. Jedoch der Gedanke an ein Versprechen, welches ich meiner guten Tante, die mich ungeachtet meines Verbrechens stets liebte, gegeben hatte, hielt mich noch zurück. Allein wie mein Urtheil unverändert blieb, und ich nach Stade

abgeführt wurde, sann ich auf Mittel, meine Freiheit abermals durch die Flucht zu gewinnen.

Beim Transporte kam ich die erste Nacht in Burtehude. Man führte mich in das große unberohnte Rathhaus in ein enges Gefängniß, um dort zu übernachten. Um 7 Uhr abends wurde mir meine Beköstigung gebracht, und mir eine gute Nacht gewünscht. Nun war ich in dem großen Rathhause ganz allein.

In Harburg hatte ich mir einen Bohrer und ein kleines Messer zu verschaffen gewußt. Ich fing nun sogleich meine Arbeit an; bohrte mit emsiger Thätigkeit die vierzöllige Thür an verschiedenen Stellen durch, und durchschnitt dann mit aller Kraft die kleinen Zwischenräume. Mehrere Male entsank das Messer meinen blutenden Händen, und nur die traurige Aussicht, als ein junger siebenundzwanzigjähriger Mann einer Freiheit von 10 Jahren beraubt zu werden, ließ mich meine Arbeit fortsetzen. Endlich, als der Tag schon an zu dämmern fing, war ich fertig. — Ich verließ nun schnell das Gefängniß, eilte in ein Nebenzimmer, und gelangte von dort über den Boden des Appartements auf den Hof, und so ins Freie.

Meine gute Tante hatte mich mit Gelde versehen, und schon am dritten Tage langte ich, ohne daß ich mir unterwegs Ruhe gegönnt hatte, in der Gegend von Aarich an.

Ich hatte die Absicht, nach Holland zu gehen, mich beim dortigen Militair annehmen zu lassen, und von dort nach Indien zu fahren.

In einem kleinen Wirthshause bei Aarich kehrte ich ein; und da ich durch meine Eile den Steckbriefen zuvorgekommen zu sein glaubte, so beschloß ich, hier zu übernachten.

Seit meiner Entweichung hatte ich kein Auge zugeschlossen; daher schlief ich auch bald ein.

Es mochte Mitternacht vorbei sein, als ich auf einmal aus meinem Schlafe geweckt wurde, und einen vor meinem Bette stehenden Dragoner erblickte. Er fragte mich nach meinem Namen und meinem Passe. Ich gab vor, daß ich ein holländischer Deserteur sei, und nach meiner Heimat ins Preussische wolle. Darauf wurde ich arretirt, und nach Aarich gebracht. Im Verhöre wiederholte ich meine Aussage, und da Hannover und Holland Kartel zusammen hatten, so sollte ich ausgeliefert werden. Dies hatte ich vorausgesehen, und mein Wunsch wurde erfüllt. Am zweiten Tag wurde ich nach Emden gebracht, den dritten nach Leer, den vierten Tag nach Wener, um von hier aus nach Neuschanz gebracht zu werden. Ich hatte angegeben, daß ich aus Harderwyk desertirt sei. Wenn ich dort hingeschickt würde, hoffte ich nämlich, bei den dortigen Truppen angenommen zu werden. Aber der Dragoner, der mich nach Neuschanz bringen sollte, erkannte mich, weil er früher bei meinem Regimente gedient hatte, auch die gegen mich erlassenen Steckbriefe hier schon angekommen waren. So wurde ich unter starker Bedeckung nach dem Kriminalamte Harburg zurückgebracht, und von dort nach Stade abgeliefert.

Hier wurde ich als ein sehr gefährlicher Mensch mit schweren Fesseln belegt. — Es wurde hier sehr wenig in der freien Luft gearbeitet, auch war es mir, als einem gefährlichen Verbrecher, nicht vergönnt; so mußte ich immer meine Arbeit in der dumpfen Stube vornehmen. Die Folge hiervon war für mich eine schwere Krankheit. Der Doktor erklärte, daß diese von meiner Kopfwunde herrühre, und ohne Beschäftigung in der freien Luft nicht könne gehoben werden. So wurde ich denn, nachdem ich eine Bittschrift an das Ministerium eingereicht hatte, nach Lüneburg geschickt.

Hier erhielt ich auch bald meine Gesundheit und meine früheren Kräfte wieder. Ich erkundigte mich nun nach meinem vormaligen Rittmeister, erfuhr aber mit der größten Betrübniß, daß er sich auf seinem Gute beim Baden ertrunken habe. Bisher hatte mich noch die Hoffnung aufrecht erhalten, durch seine Verwendung meine Strafzeit abgekürzt zu sehen. Nun war mir auch dieser Trost benommen!

Ich suchte nun, um mir unnöthige Beschämung zu ersparen, sorgfältig zu verbergen, daß ich bei dem dort in Garnison stehenden Regimente früher gedient hatte. Im Ganzen war mein Schicksal sehr traurig, denn ich stand unter der Aufsicht eines rohen gefühllosen Oberaufsehers. Dieser Mann war früher Tambour gewesen, und hatte sich zu diesem Posten durch die Gefälligkeit seiner schönen Frau emporgeschwungen. Uebermals faßte ich den Entschluß, zu entweichen.

Da es mir unmöglich schien, mir meine Freiheit

unbemerkt von meinen Mitgefangenen zu verschaffen, so fiel es mir anfangs schwer, mein Vorhaben auszuführen. Dazu bedurfte ich zwei oder drei Gehülfen, auf deren Verschwiegenheit ich bauen konnte. Es fiel mir anfangs schwer, diese unter einem Haufen roher Verbrecher herauszufinden; doch hatte ich mir in meinem sturmbewegten Leben schon einige Menschenkenntnisse gesammelt, und es gelang mir. Wir machten uns nun bald an die Ausführung. Da es kurz vor Weihnachten war, und die Gefangenen, welche außer dem Hause arbeiteten, schon um fünf Uhr abends zu Haus kamen, ging sie leicht von Statten.

Nach unserer Verabredung wollten wir außer der Stadt an einem bestimmten Orte zusammenkommen. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich dort anlangte, und, anstatt drei, neun meiner Unglücksgefährten antraf! Daß wir unsere Freiheit nicht behalten würden, wenn wir uns nicht gegenseitig trennten, hatte ich meinen Gefährten bald klar gemacht. So machte ich mich allein in derselben Nacht nach Harburg auf den Weg. Da ich aber wegen der Dunkelheit mich nicht wohl zurechtfinden konnte, so kam ich mit Tagesanbruch in einen mir unbekanntem Ort. Ich verbarg mich in dem anliegenden Gehölze, um den Abend abzuwarten, und ging sodann nach dem nahen Dorfe, um mich zu erkundigen, in welcher Gegend ich mich befände. Als ich in dieser Absicht an ein Haus klopfte, wurde mir nicht sogleich aufgemacht. Ich klopfte lauter. Dies hörten die wachthabenden Bauern, welche

schon von unserer Entweichung benachrichtigt waren. Sie umringten mich, nahmen mich gefangen, und ich wurde nach Lüneburg zurückgebracht.

Die meisten meiner Genossen waren schon wieder eingezogen, und nach Verlauf von drei Wochen waren wir Alle bis auf Einen Mann wieder in Haft.

Ich wurde als Anführer vom Kriegsministerium zu 200 Ruthenstreichen verurtheilt. Diese Strafe wurde an einem Nachmittage mit aller Strenge an mir vollzogen.

Aber dies besserte mich nicht, ich dachte vielmehr sogleich wieder auf einen Weg, mir meine Freiheit zu verschaffen. Schon hatte ich den verzweiflungsvollen Plan gefaßt, mit einem Pferde, das in der dortigen Kalkmühle gebraucht wurde, während dem, daß die Andern frühstückten, durch die mit geladenen Gewehren versehene Wachtmannschaft zu jagen, und so entweder den Tod, oder meine Freiheit zu erhalten: als ich an einem Sonntagmorgen aus meinem Zimmer gerufen wurde, und der gütige Himmel mir einen rettenden Engel in der Person meiner alten Tante sandte. Sie hatte mich, ungeachtet ich es nicht würdig war, stets mit Liebe behandelt, ungeachtet ihres hohen Alters die Reise nicht gescheut, um mich an einem Orte zu besuchen, wo die Menschheit mich als einen Auswurf des Scheusals verachtete. Sie suchte mich in jeder Hinsicht zu beruhigen, stellte mir das zu erwartende jüngste Gericht vor Augen, und bat mich weinend, doch auf keine unrechtlliche Weise meine Freiheit zu

erlangen zu suchen. Ihr flehentliches Bitten ging mir zu Herzen, und ich gab ihr mein Versprechen darauf, welches ich auch gehalten habe.

Da außer dem Strafhaufe, welches keine Ringmauer hatte, die körperliche Züchtigung war vollzogen worden, so waren viele Menschen aus der Stadt bei derselben gegenwärtig. Die Strafe war aber auf eine grausame Weise vollstreckt, und ich hierdurch zum Stadtgespräch geworden. Einige Offiziere hatten so meinen Namen gehört, und kamen, um sich davon zu überzeugen, ob ich der ehemalige Husar sei, oder nicht. Bei ihnen war auch mein früherer guter Freund W. Als ich mich mit Beschämung zurückzog, ergriff er meine Hand, und fragte, was mich an diesen Ort des Verbrechens gebracht habe?

W. verwandte sich sehr thätig für mich, und so besserte sich meine Lage.

Neunzehntes Kapitel.

D. wird seiner Haft entlassen. — Um einen Paß zu erhalten, wird er von Einem Orte zum andern, von diesem zum dritten, und zuletzt zum ersten zurückgeschickt. — Nirgends kann er einen Paß bekommen. — D. verbindet sich mit einem Hausirer. — Die Noth veranlaßt ihn zu einem neuen Diebstahle. — Er wird in Schortens arretirt. — Eine komische Geschichte. — Er wird über die oldenburgische Grenze gebracht, kehrt aber bald ins Oldenburgische zurück.

Der Bauvogt in der Strafanstalt hatte einen Gefangenen frei, um ihn unter seiner Aufsicht zu beschäftigen. Als ein Schulkamerade von mir diesen Posten erhalten hatte, wurde ich hiezu gewählt, und in dessen Wohnung aufgenommen.

Während meiner Gefangenschaft hatte ich mir ein kleines Kapital zu ersparen gesucht, mit dem ich nach Rußland zu gehen gedachte, um dort mir meinen Unterhalt durch Blutegelfangen zu verdienen.

Endlich schlug die Stunde meiner Befreiung. Weil ich in Hannover geboren bin, und meine Mutter auf dem Lande wohnte, so bat ich, um sie zu schonen, das Entlassungsschreiben an den Stadtdirektor von Hannover ergehen zu lassen. Dies wurde mir bewilligt.

In Hannover bat ich, mir einen Paß als Bäckergefallen zu geben, um so die Geschenke benutzen zu können, deren ein Bäcker an jedem Orte sich zu er-

freuen hat. Der Herr Stadtdirektor billigte meinen Plan, und schickte mich nach der Polizei, um dort einen Paß zu empfangen. Hier wurde ich gefragt, wo ich gelernt hätte, und da ich erwiederte, in Harburg: so erklärte man mir, sie dürften mir hier keinen Paß geben, ich müsse nach Harburg. Man gab mir einen Schein, daß ich meiner Strafe entlassen sei, und unaufgehalten bis Harburg reisen könne.

In Harburg erkundigte man sich nach meinem Geburtsort, und, da ich Hannover angab, entgegnete man: da ich nicht ausgelernt hätte, so könne ich hier keinen Paß erhalten; sondern ich müsse mich nach Lüneburg an die dortige Land-Drostei wenden.

In Lüneburg hieß es: dies seien Polizeisachen, und ich müsse wieder nach Hannover zurück. Ich bat, mir diesen Bescheid schriftlich zu geben. Es wurde abgeschlagen mit den Worten: „Dazu sind wir nicht befugt.“

Ich stand nun ohne Hülfe, ohne Papiere, mit der Aussicht, daß ich mein sauerverdientes Geld, ohne Etwas damit beschickt zu haben, bald aufbekäme, unter Gottes freiem Himmel da. Hätte ich gleich einen Paß erhalten, hätte ich längst auf dem Wege nach Rußland sein können! Meine Tante, alt und schwach, hatte sich von der Welt zurückgezogen; bei ihr konnte ich keine Hülfe erwarten.

Ich hatte noch eine kleine Forderung an einen früheren Wachtmeister, welcher Kopist in einer kleinen Stadt in Ostfriesland war. Zu diesem beschloß ich zu

gehen, um das Geld einzukassiren, und vielleicht durch seine Verwendung einen Paß zu erhalten. Wie ich zu ihm kam, entschuldigte sich dieser, daß er mir den Augenblick nur einen geringen Theil der Schuld abtragen könne, weil er Frau und Kinder habe, seine Einnahme sehr unbedeutend sei, und er seiner Frau nicht sagen dürfe, daß er noch alte Schulden habe. Einen Paß, was mir die Hauptsache war, erhielt ich nicht.

Wäre ich zum Eintritt in den Militairdienst noch tüchtig gewesen, ich würde nach Holland gegangen sein. Jetzt schien mir Hamburg der beste Ort, wo ich mir auf irgend eine Weise meinen Unterhalt verdienen könne. Auf dem Wege nach dort, begegnete mir in der Gegend von Zeven ein Mann, den ich im dortigen Untersuchungs-hause hatte kennen lernen. Diesem theilte ich meine Verhältnisse mit. Er machte mir den Vorschlag, bei ihm zu bleiben, und an seinem Geschäfte Theil zu nehmen. Er verdiente sich seinen Unterhalt mit Hausiren, und in seinem Passe war ein Gehülfe bemerkt. Ich nahm daher den Vorschlag mit Freuden an, kaufte für das mir noch gebliebene Geld einige Duzend Rasirmesser, Scheeren und sonstige Kleinigkeiten, und fing in seiner Begleitung meinen Hausirhandel an.

Mein Begleiter war aber ein habgieriger, dem Trunke ergebenen Mensch; deshalb beschloß ich, mich von ihm zu trennen, und meinen Handel allein fortzusetzen.

In Barel hatte ich einen Gastwirth kennen lernen; bei diesem miethete ich mir eine kleine Stube, und setzte meinen Handel fort. Da mein kleiner Waarenvorrath größtentheils verkauft, und das gelöste Geld durch die Trunk- und Habsucht meines früheren Begleiters ausgegeben war, und ich auch ohne Geld keine Waare wieder anschaffen konnte, so kam ich abermals in große Verlegenheit.

Eines Tages ging ich in der Nähe von Sever meinen Geschäften nach, und kam in ein Haus, welches von seinen Bewohnern verlassen war. Ich war noch immer nicht durch Schaden klug geworden; und so überfiel mich der unglückliche Gedanke, in dies Haus zu dringen, um durch das Eigenthum Anderer mir aus der Noth zu helfen. Ich stieg in ein Fenster, und bemächtigte mich einiger Sachen, die aber alle nur einen geringen Werth hatten. — Nun hatte ich abermals ein Verbrechen mehr auf meinem Gewissen, ohne daß ich einen großen Vortheil dadurch erlangt hätte.

Meine immer mehr drückenden Umstände erlaubten mir nicht mehr, in Wirthshäusern einzukehren; daher suchte ich in andern Wohnungen ein nächtliches Unterkommen zu finden.

Als ich eines Abends in einem Hause in der Nähe von Schortens übernachtete, wurde spät in der Nacht an die Thür geklopft, und der Eigenthümer des Hauses befragt: ob er Fremde beherberge? Er bejahte es, und mußte öffnen. Ich wurde geweckt, und da ich

mich nicht legitimiren konnte, vom Feldhüter als Arrestant betrachtet, und durch zwei mitgebrachte Bauern nach Zever transportirt.

In der Nähe von Zever, bei dem sogenannten Linz'schen Garten, fiel das Gespräch auf die Kälte dieser Nacht, und weil es gerade in der Mitte des Monats Mai war, so wollte man nicht glauben, daß es noch Eis gefroren. Meine Begleiter gingen nun an den Rand des Grabens, der diesen Garten umschließt, um sich davon zu überzeugen. Als sie sich in dieser Absicht bückten, benutzte ich dies, und stieß sie beide in den Graben. Ich fing nun aus allen Kräften zu laufen an, und hatte schon einen großen Vorsprung gewonnen, ehe sich die beiden aus ihrem nassen Bade herausgearbeitet hatten. Es fing schon an Tag zu werden, und auf ihr Geschrei um Hülfe kamen mehrere Menschen, die an ihr Geschäft gehen wollten, herbei, um mich zu verfolgen. Um nicht in ihre Hände zu kommen, durchschwamm ich ein großes Wasser, und sah mich so gerettet.

Einige Zeit darauf ging ich eines Abends nach Zever, um Kleidungsstücke, die ein dortiger Meister von mir in Arbeit hatte, abzuholen. Als ich dort angekommen war, entfernte sich der Meister unter einem Vorwande, und gleich darauf erschienen zwei Dragoner, und arretirten mich.

Im Verhöre wurde ich um das obenerwähnte Verbrechen befragt, läugnete aber hartnäckig. Bald nachher wurde ich nach Oldenburg geschickt, und von

der Großherzoglichen Justizkanzlei zu einer vierteljährigen Gefängnißstrafe und fünfzig Ruthenstreichen, so wie zur Landesverweisung verurtheilt. Auf meine Appellation an ein höheres Gericht wurde mir die Gefängnißstrafe erlassen.

Nach Vollziehung meiner Strafe brachte man mich nach der Bremer Grenze. Ich war nun wieder auf freiem Fuß; aber ohne die geringsten Existenzmittel! Da ich aber den Rest meiner Waare in Barel zurückgelassen hatte, so kehrte ich dahin zurück, diese abzuholen, und ging dann nach Ostfriesland, wo ich meinen Hausirhandel fortsetzte. Ich kehrte nur dann nach Barel zurück, wenn ich einen Vorrath von Kupfer, Messing oder Zinn hatte, welches ich nämlich für meine Waaren eintauschte, um es dann in Barel abzusetzen. Aber dieses Geschäft konnte ich ohne Papiere mit Sicherheit nicht lange mehr betreiben, und so dachte ich nur daran, diesen Erwerbszweig aufzugeben, und mir Mittel zu verschaffen, um nach Amerika zu gehen.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie D. sich Geld verschafft, um nach Amerika zu kommen. — Was seinem Plane hindernd in den Weg tritt. — D. kömmt nach Bechta in die Strafanstalt. — Schlußbetrachtung.

In Barel verkaufte ich immer meine eingetauschten Waaren an einen Juden. Dieser bezahlte mich immer aus einem unverschlossenen Schrank, in dem ich viel Geld liegen sah. Ich faßte nun den verrätherischen Entschluß, mich dieses Geldes zu bemächtigen. In einer Nacht stieg ich in das unbewachte Fenster. Da ich den Schrank verschlossen fand, öffnete ich ihn mit meinem Taschenmesser, und bemächtigte mich so des Eigenthums eines Anderen. Darauf ging ich zu meinem Wirth zurück, sagte ihm, daß ich aus aller Noth sei, und das deutsche Vaterland zu verlassen beabsichtige, um nach Amerika zu gehen. Mein Wirth erwiederte: „er wünsche, das auch von sich sagen zu können.“ Ich fragte ihn, worin denn seine Noth bestehe? Er entgegnete: „er sei noch 8 Thaler für Miethe schuldig, und wisse nicht, woher er dies Geld nehmen solle.“ Ich wußte aus meiner Erfahrung, zu was für Verbrechen die Noth führen kann, und gab ihm die acht Thaler.

Als ich ihm sagte, daß ich heute nach Bremen ginge, so gab er mir eine Rechnung nach Delmenhorst

mit. Ich sollte den Betrag dort einkassiren, und ihm denselben gelegentlich überschicken.

Ich ging nun nach Beckhausen, nahm dort einen Wagen, und kam am Abend vor Bremen bei einem Wirthshause an, wo ich übernachtete. Die Forderung in Delmenhorst gab ich meinem Fuhrmann zur Einkassirung, und bat ihn, das Geld meinem Wirth einzuhändigen. Ich eilte fort nach Hannover, und erhielt durch Vermittelung meiner Mutter einen Auswanderungspasß nach Amerika. Dann ging es nach Bremen zurück. Dort fand ich Gelegenheit zur Ueberfahrt, und bestellte mir bei dem Blutegelhändler Köhler für 200 Thaler Blutegel, um sie mit nach Amerika zu nehmen.

In Bremerhafen hatte ich schon den Schiffskapitain der Minerva, welche nach Neuorleans bestimmt war, einen Louisd'or auf die Hand gegeben, als ich plötzlich den Polizeioffizianten aus Barel mit zwei Dragonern erblickte. In welcher Absicht sie hier waren, konnte ich leicht errathen. Ich ließ Alles im Stiche, und eilte, von meinem bösen Gewissen getrieben, nach Rißebüttel, in der Absicht, mit einem Dampfpiquetboote nach London überzufahren. Unglücklicher Weise war aber die Elbe zugefroren, und das Boot mußte bei Hamburg liegen bleiben. Jetzt ging ich nach Hamburg.

Hier logirte ich bei einer Wirthin, deren Sohn jährlich nach Rußland reist, um dort Blutegel zu kaufen. Ich beschloß, mit ihm im künftigen Frühjahr

dorthin zu gehen, um dies Geschäft zu betreiben. Kurz vor der Zeit der Abreise wurde ich von der überall herrschenden Grippe überfallen. Durch meine alte Kopfwunde schien mir diese Krankheit gefährlich werden zu wollen, und ich mußte deshalb zurückbleiben.

Wir verabredeten darauf, daß der Eine Sohn mit einem Begleiter nach Rußland gehen sollte, um dort die besten Stellen für unser Vorhaben ausfindig zu machen. Wären diese gefunden, so sollte ich mit dem anderen Sohne meiner Wirthin mit Wagen und Pferden nachkommen. Weil meine Wirthin aber eine alte schwache Frau war, und der Wirthschaft ohne ihren Sohn nicht gut vorstehen konnte, so wurde der Plan geändert, und an ihres zuletzt genannten Sohnes Statt sollte ein Mann, Namens R., treten, welcher diese Reise schon einige Male gemacht hatte. Diesem R. händigte ich kurze Zeit vor der festgesetzten Abreise 260 Thaler ein, indem in meiner Wohnung, wo ich oft mit Fremden auf Einer Kammer schlafen mußte, das Geld nicht recht sicher war.

Ich wollte noch zuvor nach Harburg reisen, um meine alte hochbejahrte Tante noch ein Mal zu sehen. Als ich auf das Schiff stieg, wurde ich von einem Dragoner angehalten, und um meinen Namen gefragt. Ich nannte ihn. Er erklärte darauf, daß ich Arrestant sei, indem ich von Barel aus mit Steckbriefen verfolgt würde.

Im Verhöre in Harburg läugnete ich die mir angeschuldigte That, wurde aber dessenungeachtet nach

Barel ausgeliefert. Auch hier war ich zu keinem Geständnisse zu bewegen, und so wurde ich nach Oldenburg geschickt, um dort mein Urtheil zu empfangen. Hier wurde ich zu einer zwölfjährigen Zuchthausstrafe und 100 Ruthenstreichen verurtheilt. Ich appellirte, und suchte mein Verbrechen auf Andere zu schieben. Aber das hellsehende Oberappellationsgericht verurtheilte mich zu einer 14jährigen Strafe.

Hier am Straforte waren meine ersten Gedanken auf Flucht gerichtet. Da aber mein Plan durch einen freigekommenen Sträfling vereitelt wurde, so gab ich den Gedanken zur Flucht gänzlich und für immer auf, und glaubte, wenn ich hartnäckig bei meinem Lügneren bliebe, meinem Richter endlich meine Unschuld glauben zu machen.

Als ich mich noch mit diesem Gedanken beschäftigte, überfiel mich eine schwere Krankheit. Am Rande des Grabes überblickte ich mein vergangenes, zum Theil verbrecherisches Leben, und schauerte vor der Strafe zurück, die mich noch jenseits des Grabes erwartete. Schon war ich im Begriffe, dem Herrn Direktor mein Verbrechen einzugestehen, und den Ort, wo ich meinen Raub verborgen hielt, anzugeben; als aber der Lebensfunke in meiner Brust wieder anglimmte, hielt mich der Gedanke zurück, daß ich, in Freiheit gesetzt, aller Subsistenzmittel entblößt sein, und abermals in Versuchung gerathen würde, um mein elendes Dasein zu fristen, neue Verbrechen zu begehen. Dazu be-
thörte mich der Wahn, mein Verbrechen durch die

erduldete Strafe hinlänglich gesühnt zu haben. Ich beschloß, zu schweigen.

Schon war ich ziemlich wieder gestärkt, als ich durch einen unerwarteten Vorfall, der sich im hiesigen Zuchthause ereignete, in etwas nähere Berührung mit dem Herrn Direktor kam. Durch seine ernsten und liebevollen Ermahnungen, mir durch mein hartnäckiges Schweigen nicht die tröstliche Hoffnung auf die ewige Zukunft zu rauben, wurde ich dahin gebracht, mein Verbrechen einzugestehen, und den Ort, wo ich meinen Raub verborgen hielt, zu entdecken, und zu bitten, das Geld wieder an seinen rechtmäßigen Eigenthümer gelangen zu lassen.

Nachdem ich diese Last vom Herzen gewälzt hatte, quälte mich nur noch die Besorgniß, ob der Mann, dem ich das Geld in Verwahrung gegeben, bei der großen Veränderung, welche in Hamburg vorgegangen, auch noch aufgefunden werden könne.

Ich bitte nun den langmüthigen Gott, mir mein elendes Dasein nur so lange noch zu fristen, bis ich mein Verbrechen durch die mir von Rechts wegen zuerkannte Strafe gesühnt habe, und mich dann durch einen seligen Tod von meinem selbstverschuldeten Elende zu befreien!

Ich könnte hiermit nun meine Lebensgeschichte beschließen, füge aber noch die Bemerkung hinzu, daß ich wol nie zu einem solchen Grade der Verdorbenheit herabgesunken sein würde, wenn in den Straf- und hauptsächlich in den Untersuchungs-Häusern, welche ich

das Unglück gehabt habe zu betreten, eine solche Einrichtung getroffen wäre, wie in der hiesigen Anstalt; daß nämlich Keiner mit seinen Mitgefangenen sprechen darf, und auch nicht kann. Ich bin durch meine eigene traurige Erfahrung zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß alle die vielen Rückfälle in alte Verbrechen ihren Ursprung schon in den Untersuchungshäusern nehmen. Hier halten sich bekanntlich gewöhnlich solche Menschen auf, die schon öfter den strafenden Arm der Gerechtigkeit gefühlt, und welche nun durch Lügen und Ränke ihre Richter zu täuschen suchen, um dadurch Zeit zu gewinnen, und ihr Urtheil hinauszuschieben! Kommen nun junge unerfahrene Menschen, die sich vielleicht aus Leichtsinne eines Verbrechens schuldig gemacht, so spielen diese alten, in Verbrechen ergrauten, Menschen die Rathgeber, und geben Anleitung, wie der Untersuchungsrichter zu täuschen, und durch allerlei Lügen und Ränke die Wahrheit zu verhehlen sei. Auch werden durch die Gespräche, welche in solchen Häusern geführt werden, manche Jünglinge zu Verbrechen verleitet, an die sie wol nie gedacht haben würden, wenn sie nicht von diesen alten Sündern Anleitung dazu erhalten hätten. Nun weiß ich zwar recht gut, daß es in den Untersuchungshäusern verboten ist, zu sprechen; aber das Verbot wird nicht beachtet. Ich habe im Gegentheile hier im Oldenburger Lande erlebt, daß die Gefangenwärter einen förmlichen Akkord mit den Gefangenen schließen, indem sie z. B. den Gefangenen die Klappen in den

Thüren aufmachen, und diesen das Sprechen unter der Bedingung erlauben, nicht eingeheizt zu bekommen, oder mit geringerer Kost zufrieden zu sein. Bloß um die Habsucht der gewissenlosen Gefangenwärter zu befriedigen, werden hier mit deren Wissen Gespräche gestattet, die nur der gehörig zu beurtheilen vermag, der an ihnen Theil genommen hat. Ich sage daher nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß der Keim zu den vielen Rückfällen in diesen Häusern gelegt wird. Sollte diesem Uebel vorgebeugt werden können, so wollte ich wol meinen alten zerhauenen Kopf zum Pfande setzen, daß nach Verlauf von 5 oder 6 Jahren sich die Rückfälle in alte Verbrechen um mehr, denn die Hälfte, vermindert haben würden.

Mit der Bitte, mir meine freimüthigen und vielleicht zu dreisten Aeußerungen mit Nachsicht zu beurtheilen, schließe ich meine für mich höchst unglückliche Geschichte.

Führt an und die das Sprechen unter der
Verordnung stehen nicht möglich zu sein
die geringere Kraft zu sein. Die
Gedanken der gewöhnlichen Menschen zu
bleiben werden die mit zwei Wörtern
sagen die nur die Gedächtnis zu
an ihnen nicht gewonnen hat. Die
zu sein. Wenn ich davon, das die
einige Stellen in diesen Jahren
nicht ist. Die Gedächtnis zu
die meisten nicht gefunden. Die
die nicht. Die Gedächtnis zu
falls in eine Gedächtnis zu
gewonnen haben werden.

Die der Welt, die nicht
nicht zu diesen Gedanken
nicht, ist die nicht
Gedächtnis.



